



 Goldwaage-Verlag

Vor der Schwelle

Schauspiel

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag / 2000

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Maria Knyssok

ISBN 978-3-9812724-7-5

Zur Handlung

In einem alten Abrisshaus lebt eine Theatertruppe zusammen, dies schon seit Jahren, sie schlägt sich durch mit gelegentlichen Straßentheaterauftritten. Der Leiter der Gruppe, Christopher, hat mit ihr ein neues Schauspiel einstudiert. Es besteht aus mehreren kleinen - Komisches und Tragisches in ständigem raschem Wechsel. Anlässlich seines fünfundvierzigsten Geburtstags erwartet Christopher seinen gerade achtzehnjährigen Halbbruder. In dessen Beisein soll die große Generalprobe stattfinden. Und noch ein anderer, ein „prominenter“ Gast soll schließlich eintreffen.

Die sehr unterschiedlichen Mitglieder der kleinen Theatergruppe, teils lebenslustige, teils traurige und skurrile Gestalten, sind hier „Gestrandete“, einige in frühen Jahren gescheiterte Existenzen. Dies trifft auch für Christopher selbst zu. Anfang dreißig hat ihn ein Schlaganfall halbseitig gelähmt und seine damals sehr hoffnungsvolle Schauspielerkarriere, in der er erste große Triumphe zu feiern begann, abrupt beendet. Mit zähem Willen hat er sich seine körperliche Beweglichkeit Stück für Stück zurück erkämpft. Doch die einmal so feste innige Beziehung zu seiner damaligen Geliebten, Regine, die inzwischen als Schauspielerin ein gefeierter Star geworden ist, hat sich über diese schwere Existenzkrise hinweg nicht retten lassen. -

Wie sich innerhalb der Schauspiele Christophers reale und surreale Elemente mischen, so verhält es sich

auch mit dem realen Ort des Spielgeschehens, der Atelierwohnung des Hauses, selbst: Dort gibt es eine seit Jahren verschlossene Tür. Es lassen sich Zeichen von Leben dahinter wahrnehmen - in unterschiedlicher Form von Musik, doch was sich tatsächlich dahinter verbirgt, darüber kann niemand hier Auskunft geben.

Keiner in der Gruppe weiß, dass Christopher schwer erkrankt ist – an einem Tumor, von dem er selbst erst zu einem hoffnungslos späten Zeitpunkt erfahren hat. Er hat für sich selbst entschieden, dass er den Weg einer Krankenhaustherapie in völliger ärztlicher Abhängigkeit und dem doch vorhersehbaren Ende nicht gehen will. Er will sein Sterben feiern als ein „Fest“, als einen „funkelnden Augenblick“ – es sind diese zwei Tage, an denen er sein Theaterstück spielen lässt.

Zu der verschlossenen Tür gibt es eine Weissagung und der letzte Tag des Schauspiels soll der ihrer Erfüllung sein: „Zwei werden über diese Schwelle gehen. Der eine kehrt zurück. Der andere nicht.“ Christopher weiß inzwischen, er selbst wird über diese Schwelle gehen, ohne Rückkehr. Und ein anderer wird sie überschreiten – und zurückkehren. Was wird er berichten?

Personen:

Christopher, Leiter der Theatergruppe,
Mitte vierzig

Clemens, sein Bruder, achtzehn

Die Theatergruppe:

Vincent, Mitte dreißig

Antonia, Mitte vierzig

Rubens, um die Dreißig

Mirella, Mitte vierzig

Urs, Mitte dreißig

Alina, um die vierzig

Carol, um die dreißig

Boris, um die vierzig

Dagmar, zwanzig Jahre

Zeit: Gegenwart

Ort: Eine alte Atelierwohnung

Ich bin nur Flamme, Durst und Schrei und Brand.
Durch meiner Seele enge Mulden schießt die Zeit.
Auf meiner Stirne steht das Wort Vergänglichkeit.

Ernst Stadler

Es ist ein Weinen in der Welt,
als ob der Liebe Gott gestorben wär.
Und der bleierne Regen, der niederfällt,
lastet grabesschwer.

Lasst uns einander tiefer verbergen.
Das Leben liegt in aller Herzen wie in Särgen.

Du – wir wollen uns tief küssen.
Es ist eine Sehnsucht in der Welt,
an der wir sterben müssen.

Elsa Lasker-Schüler

Erster Teil

Der Raum: eine große alte Atelierwohnung.

Sie liegt im Halbdämmer.

*Christopher sitzt an einem Keyboard und spielt, auf der hinteren Bühnenhälfte links. *) Sein Gesicht ist dem Publikum und dem Atelierraum zugekehrt. (Seine Hände sind damit beim Spielen verdeckt. Er kann als Schauspieler selbst „Pianist“ sein, die von ihm gespielte Musik kann aber auch als Playback kommen.)*

Christopher, der Leiter der Theatertruppe, ist Mitte vierzig, ein großer, für sein Alter noch recht attraktiver Mann, eine natürliche Autorität. Er ist einfach und leger gekleidet.

In der Mitte der Rückwand befindet sich eine Metalltür – mit großem blankem Messingrahmen und zwei schmalen Treppen, die zur Türschwelle hinaufführen. Christopher spielt eine etwas schwermütige romantische Melodie – als er aussetzt, antwortet aus dem Hintergrund plötzlich ein Cello.

Ein tiefer durchdringender Celloton, dann mit wundervollem Timbre, doch auch mit Schwung eine Cellokantilene.

Auch Christopher spielt nun wieder.

Erneut antwortet das Cello.

Christopher steht auf, geht an die Tür und lauscht.

Das Cellospiel endet.

Christopher setzt sein Spiel auf dem Keyboard fort.

Er unterbricht. Wartet.

**)Rechts-Linksangaben immer vom Zuschauer aus.*

Er unterbricht. Wartet.

Auf einmal, vermischt mit Windgeräuschen, ein von fern hallender Chor – fern doch von großer majestätischer Klangfülle.

Christopher springt auf. Läuft wieder an die Tür.

Lauscht. Das Chorsingen bricht abrupt ab.

Plötzlich „Kampfgeräusche“: Boris und Urs stürmen fechtend herein, von rechts. Boris trägt die altertümliche schon etwas abgeschabte Kleidung eines „Edelmanns“, er kämpft mit einem Degen. Urs steckt im Kostüm eines Landsknechts, er kämpft mit einem Holzsword. Beide führen ihren Kampf mit Konzentration und durchaus mit einem Schuss Aggression.

Boris ist Mitte vierzig, hager, ein verschlossener Typ mit dunklen Augen und fast kahlem Kopf.

Urs ist Mitte dreißig, von athletischer Statur, unter einer struppigen Haarmähne ein eher breites gutmütiges Gesicht.

Es folgen drei Frauen: Alina, Mirella und Carol, die Blicke gespannt auf die Kämpfenden gerichtet.

Alina trägt ein rüschenreiches Rokokokleid und einen mit Kunstblumen überladenen Hut, Mirella das Tanzkleid einer Flamencotänzerin, Carol ein elegantes Kostüm im Herrenzuschnitt, Stil der „Goldenen Zwanziger“; um den Hals liegt ihr ein eleganter Schal in matter Goldfarbe.

Alina ist Anfang vierzig, eine sehr attraktive Erscheinung, damenhaft in allen Bewegungen.

Mirellas Gesicht bedeckt eine silberne Maske, bis auf die Mundpartie. Diese Maske wird sie über das ganze Spiel hinweg aufbewahren.

Carol ist um die Dreißig, sie trägt einen kurzen Haarschnitt, ihr Auftreten ist burschikos und selbstbewusst, auch leicht polternd.

Schließlich treibt Boris mit seinem Degen Urs nach links über die Bühne und beide verschwinden wieder; mit ihnen auch die drei Frauen - kichernd.

Christopher will sich wieder ans Keyboard setzen.

Rubens tritt ein. Er trägt eine Harlekinshose. –

Rubens ist um die Dreißig, von einiger Leibesfülle, in der Tendenz eine Frohnatur.

Rubens: Jemand steht unten vor der Tür.

Christopher: Wer ist es?

Rubens: Das hat er nicht gesagt.

Etwas geheimnisvoll Ich fragte ihn, ob er der Anwalt ist.

Kein Anwalt, sagte er.

Christopher: Hol ihn herauf!

Rubens: *geht, kommt noch einmal zurück.* Ich fragte auch, ob er von der Behörde oder von der Polizei sei.

Er sagte nein.

Christopher: Hol ihn herauf! -

Nein, warte noch! Wir rufen alle erst zusammen.

In diesem Augenblick stürmen wieder Boris und Urs herein, diesmal von links, wie vorher fechtend, gefolgt von den drei Frauen.

Der Kampf hat an Aggressivität gewonnen, Boris treibt Urs vor sich her. In der Mitte der Bühne wirft er ihn zu Boden.

Boris: Nie mehr wirst du aus meiner Tasse trinken, schwöre! *Er bedroht ihn mit dem Degen.*

Urs: Nie wieder, nein. Ich schwöre.

Boris: Selbst anfassen wirst du sie niemals mehr!

Urs: Auch das nicht, nein.

Boris: Nicht einmal mehr mit deinen Blicken wirst du sie berühren.

Urs: Auch das nicht. Niemals. Nein. Ich schwöre.

Beide lassen voneinander ab und erheben sich.

Die Damen klatschen Beifall.

Es sind zwei weitere Frauen gefolgt: Dagmar und Antonia. – Dagmar trägt eine Bauernmädchentracht mit weitem Reifrock; Antonia das lange blaue Gewand eine spätmittelalterlichen Gräfin.

Dagmar ist zwanzig, eine junge etwas übergewichtige Frau mit fülligem, etwas grobem Gesicht, ein „unattraktives Mädchen“.

Antonia ist Mitte vierzig, eine Frau mit schwermütigen Gesichtszügen und manchmal etwas langsamen schwerfälligen Bewegungen.

Zuletzt erscheint Vincent – eine elegante Erscheinung in schwarzem Frack. Er wird sogleich den „Confrencier“ spielen.

Vincent ist Mitte dreißig, ein glattes Gesicht, eine schlanke, makellose Figur.

Christopher: Ein Gast ist eingetroffen.

Der erste Zuschauer für unser Stück.

Jetzt gilt es. Auch eine Generalprobe muss sich beweisen – mit Kostümen und Beleuchtung, ohne Textausfälle. Ich will die beste Leistung sehn, von allen.

Es ist ein junger Mann – doch mit sehr feinen Ohren und mit adlerscharfen Augen. Nichts entgeht ihm, keine ungeschickte Geste, kein Hänger, kein Versprecher.

Zu Rubens Geh, hol ihn herauf!

Rubens ab nach links.

Erneut entsteht Unruhe: Carol hat Alina den Blumen-bestückten Hut vom Kopf gezogen und sich selbst aufgesetzt. Sie läuft, von Alina verfolgt, lachend damit davon. Schließlich wirft sie den Hut zu Mirella, die ihn zu Urs weiter reicht; der händigt ihn schließlich Alina aus.

Alina, noch aggressiv, nähert sich Carol und zieht ihr den mattgoldenen Schal vom Hals.

Carol reißt ihn sofort wieder an sich.

Carol: *wieder loslaufend* Der lag im Kleidersack!

Alina: *Mein Name steht darin.*

Christopher: *tritt schlichtend dazwischen; er begutachtet den Schal. Alina zeigt ihm den eingestickten Namen. Christopher entscheidet: der Schal geht zurück an Alina.*

Als Alina ihn sich umzubinden beginnt, nähert sich Carol – scheinbar fürsorglich und bereit, ihr beim Umbinden zu helfen. Plötzlich doch zieht sie hart an beiden Enden und hält Alina im Würgegriff, durchaus aggressiv und dabei belustigt. Alina schreit auf und schwankt.

Christopher tritt wieder dazwischen.

Er stößt Carol energisch zur Seite.

Dann erhebt er seine Stimme mit Kommandoton.

Alle stillstehn jetzt! In einer Reihe!

Er greift Dagmar und Carol am Arm und stellt sie nebeneinander; dann greift er Urs und Mirella und stellt sie rechts daneben; schließlich Alina und Boris. Antonia und Vincent nehmen von selbst auf der linken Seite ihren Platz in der Reihe ein.

Rubens kommt zurück, von links – an seiner Seite

Clemens, der zwei Reisetaschen trägt.

Clemens ist achtzehn, ein junger hübscher Mann mit einem neugierigen Gesicht und sonst von gutmütiger, sanfter, auch etwas naiver Lebensart.

Christopher geht ihm entgegen.

Willkommen!

Er umarmt ihn kräftig.

Mit einem Blick auf die Reisetaschen Stell ab!

Im Stockwerk drunter ist dein Gästezimmer.

Ich zeig dir's später.

Clemens: *stellt sein Gepäck ab und blickt neugierig um sich.*

Christopher: *wendet sich der nun brav aufgestellten Reihe seiner Truppe zu. Mein Bruder Clemens.*

Wieder zu Clemens Bist du müde von der Reise und willst ausruhn?

Clemens: *weiter neugierig um sich blickend* Nein, ich bin nicht müde.

Christopher: Doch etwas essen willst du?

Clemens: Nein, ich hatte reichlich Proviant.

Christopher: Hier siehst du unsere ganze Truppe.

Alle schon in den Kostümen, die sie brauchen für das Stück.

Er geht von einem zum anderen, zeigt, während sich die jeweils Genannten kurz verneigen.

Antonia und Vincent. Dagmar, Carol, Urs. Mirella, Boris und Alina.

Rubens hat sich inzwischen auch dazu gestellt.

Und dies Rubens, unser Küchenchef.

Alina -! Nimm sie alle noch einmal in die Garderobe! Noch keiner ist geschminkt. Bei Boris ist der Frack verrutscht. Bei Urs das Kettenhemd.

*Zu Clemens Alina – unsere Maskenbildnerin.
Alle außer Christopher und Clemens ab nach links.*

Christopher holt einen kleinen Teppich, der beim Keyboard liegt, und breitet ihn vorn am Bühnenrand aus, etwas auf der linken Seite.

Wenn du nicht ausruhn willst und auch nicht essen – dann können wir sofort beginnen.

Hier, nimm Platz bei mir.

Er setzt sich auf den kleinen Teppich.

Wie geht es Vater? Geht es Mutter?

Clemens: *der sich neben ihn gesetzt hat, etwas irritiert*
Vater? Er ist tot. Schon seit drei Jahren. Er war einundachtzig.

Christopher: Nun gut. Man kann doch einfach einmal fragen. – Und Mutter?

Clemens: *zieht eine seiner beiden Taschen heran.*

Sie schickt dir das hier mit – zu deinem morgigen Geburtstag. *Er holt ein kleines Päckchen heraus.*

Christopher: Was ist es?

Clemens: Schokoladenherzen.

Er holt ein anderes Päckchen hervor.

Christopher: Und das?

Clemens: *schaut kurz nach* Das Marzipanbrot und die Nougateier.

Wieder holt er ein Päckchen hervor.

Christopher: Und das?

Clemens: *guckt wieder kurz* Der selbstgebackene Schokoladenkuchen.

Christopher: *zieht selbst ein viertes Päckchen heraus.*

Riecht ebenfalls nach Schokolade.

Clemens: Noch einmal Schokoladenherzen – für die gan-

ze Truppe.

Christopher: Die wirst du selbst verteilen, später. –

Und jetzt erzähl von dir! Die Schule abgeschlossen?

Clemens: *nickt* Vor einer Woche Abitur.

Christopher: Und – alles glatt gelaufen?

Clemens: *nickt zufrieden.*

Christopher: Nein – erzähle es mir besser nicht.

Nichts von deinen traumhaft guten Noten. Schwindelerregend, dass es einen Menschen so wie mich nur deprimieren kann.

Clemens: *winkt ab* Nicht traumhaft gut...

Christopher: Das sagst du so aus Mitleid, um mein Selbstgefühl zu schonen...

Mein Bruder, wüsstest du, wie sehr ich dich und diesen Tag erwartet habe!

Er hat das erste Paket mit den Schokoladenherzen geöffnet. Eins von den Schokoladenherzen?

Clemens nickt, lässt sich eins geben.

Beide beginnen, ein Schokoladenherz zu essen.

Clemens: Von Mutter soll ich fragen, wie es dir so geht?

Christopher: Wie es mir geht?

Er setzt ein strahlendes Gesicht auf.

Du siehst: Ich bin bei Kräften – und guter Stimmung, jedenfalls im Augenblick.

Freilich, auch ich bekomme nach und nach das Alter jetzt zu spüren. Sieh meine grauen Haare!

Clemens: *guckt flüchtig* Ich sehe nichts.

Christopher: Ein bisschen gründlicher musst du schon gucken.

Bei Licht – und nimm ein ganzes Bündel – immer ist darunter auch ein graues.

Clemens: Drei Jahre, die du nicht zu Haus warst.

In dieser Zeit wird man nicht alt.

Sie essen ihre Herzen.

Mutter fragt, ob du gesund bist.

Immer wenn du schreibst – nie äußerst du ein Wort dazu.

Kein Rückfall mehr?

Sie zeigte mir die Fotos – aus der Zeit vor fünfzehn Jahren – wie du im Rollstuhl saßt, nach deinem Schlaganfall.

Auch ich kann mich noch gut erinnern. Deine ersten Schritte nach und nach.

Immer wenn ich zurückkam aus dem Internat, hastest du wieder eine Krücke weggeworfen.

Christopher: Bei jedem Mal? – Wie viele Krücken sollte ich nach deiner Meinung dann getragen haben?

Clemens: Mutter sagt es so. – Das hätte keiner, sagt sie, so geschafft wie du. Es war ein Wunder.

Christopher: Das sagt sie.

Clemens: Die Ärzte meinten, du hast keine Chance.

Du aber hast gekämpft.

Ein Kampf, in dem du ohne jede Chance warst – und du hast ihn gewonnen!

Sogar Theaterspieler bist du wieder. Mit einer eigenen Truppe.

Christopher: Wie meint es Mutter? - War es nun ein Wunder – oder war es meine eigene Kraft?

Clemens: Wie Mutter es gemeint hat? – Da muss ich sie noch einmal fragen.

Ich sage: Es war deine eigene Kraft.

Kein anderer hätte das gekonnt.

Ich ganz gewiss nicht! Was bedeutet da ein Abitur mit guten Noten?

Christopher: Lass mich nur auch ein bisschen stolz sein – auf meinen kleinen großen Bruder, sechsundzwanzig Jahre jünger als ich selbst. Ein später Glücksschuss – wie unser alter Vater immer sagte, ein später Glücksschuss seiner zweiten Ehe. – Da hat er Recht gehabt, der Alte!

Clemens: Also, ich richte Mutter aus, sie soll sich keine Sorgen machen...

Ich sagte es ihr schon: Dich kriegt nichts unter. Du hast Kräfte wie zehn Pferde.

Lässt die Blicke umherschweifen.

Fünf Jahre lebst du nun in diesem Haus.

Gehört es dir?

Christopher: Ob dies mein Haus ist?

Er schüttelt etwas lachend den Kopf. Wir zahlen artig unsre Miete jeden Monat.

Manchmal, wie eben, sind wir etwas in Verzug. Das Spielen auf der Straße klappt nicht immer, wie es sollte: Mal eine Regenwoche, mal vier kranke Spieler, mal sind die Leute knauserig und der Hut bleibt leer...

Und mieten wir uns einen Saal, dann muss auch das bezahlt sein.

Clemens: Doch alles so in allem – es reicht zum Leben?

Christopher: Wir schlagen uns so durch...

Und eine Truppe so wie unsre Haut so leicht nichts um.

Wie mich nichts unterkriegt – mit deinen Worten.

Und überhaupt: Dies Haus – das nimmt man uns nicht weg. Das möchte keiner.

Er macht eine bedeutungsvolle Pause.

Es stand fast vierzehn Jahr leer, bevor ich einzog.

Der Grund ist diese Tür! *Er zeigt.*

Geheimnisvoll Sie ist lebendig...

Der Raum dahinter.

Ich sag das nicht im Witz.

Der Raum dahinter ist lebendig. Voller Stimmen.

Ein Geheimnis, das auch ich dir nicht erklären kann.

Nicht selten, wenn ich hier am Keyboard sitze,
kommt von drüben Antwort. Musik – ganz fern, nur
wie ein Echo. Und dann auch plötzlich nah und laut.

Alina kommt. Schaut zu Christopher.

Fertig die Truppe?

Dann kommt!

Alina verschwindet wieder.

*Christopher steht auf und trägt die Reisetaschen von
Clemens ganz an den linken Bühnenrand.*

Fünf Stücke wirst du sehen. Scheinbar nur lose eines
mit dem anderen verbunden.

Doch schau genau! Dann wirst du sehen, sie gehö-
ren alle doch zusammen. So wie e i n Stück.

*Christopher nimmt am Keyboard Platz und beginnt
eine schwungvolle Polka zu spielen.*

Clemens bleibt seitlich vorn auf dem kleinen Teppich.

*Alle Mitglieder der Theatergruppe laufen jetzt herein,
in den gleichen Kostümen, doch nun geschminkt.*

*Jeder begrüßt jeden, mit leicht überschwänglichen
Gesten, zwei haben einen kleinen Blumenstrauß bei
sich, den sie an einen anderen überreichen, der die-
sen Strauß aber gleich mit freundlichen Gesten an
einen nächsten weitergibt.*

*Rubens hat außerdem einen großen Handwagen
hereingeschoben.*

Christopher: ansagend Das Spiel der Gaukler und der Ko-

mödianten.

Wir spielen es in der gerafften Form.

Auch während der folgenden Sätze Christopher beschäftigen sich alle in der Art von Straßenkomödianten und nun auch Artisten – allerdings so, dass sie das Artistenhandwerk jedes Mal eher persiflieren:

Ein Seil wird auf dem Boden ausgelegt und jemand beginnt darüber zu balancieren, die Arme ausgestreckt und mit angespanntem Gesicht; schließlich werden ihm die Augen verbunden und er balanciert erneut. Ein anderer jongliert – mit einem einzigen Ball und in Zeitlupentempo.

Christopher fährt fort, während er leise weiterspielt.

Denk nicht an Gaukler in der Art, wie man das Schlitzohr Gaukler nennt und den Betrüger.

Denk nicht an Komödianten in der Art, wie Komiker ihr Publikum mit pausenlosem Lachen amüsieren.

Sie gaukeln sich durchs Leben. Sie vermischen Illusion und Wirklichkeit.

Wohl wissend, dass auch alle Wirklichkeit nur Illusion ist.

Sie gaukeln mit den Bildern ihres Lebens und trotzen ihnen ab, was lebenswert und liebenswert darin erscheint.

Komödianten sind sie in dem Sinn, dass ihnen Schauspiel gleichbedeutend ist mit Leben.

Christophers Stimme wird geheimnisvoll.

Seit Jahren warten sie auf einen Regisseur. Er wurde ihnen oft versprochen und ihr Warten wurde immer doch enttäuscht. Es müsste dieser Mann ein Magier des Wortes sein, ein Meister wie der alte war, der sie verlassen hat, nach einem Streit, vor vielen Jahren.

Noch mehr zur Vorgeschichte sollst du wissen.

Die Komödianten und die Gaukler, die du siehst, sie stellen nur den kleinen, weit versprengten Teil von einer Truppe dar, ein Spielmannszug, der einmal groß und riesig war; sie sind ein kleiner Teil des Teils. *Nochmals geheimnisvoller.*

Sie sind der kleine und versprengte Rest des großen Spielerzugs, der aufbrach am Beginn der Zeit. Sie spielten Spiele eines prallen Lebens, Spiele von Vollkommenheit und Schönheit.

Bis eines Tags das Schreckliche geschah: Es ging ein Wort verloren. Und alles kam aus dem Konzept. Kein Wort ergänzte mehr wie einst das andere und gab ihm Sinn.

Das ist nun lange her...

Trotzdem hält Witz und Spiellust weiter sie am Leben. Sie haben einen kleinen Ordensbund gegründet, den sie wöchentlich mit einem Festtagsritual erneuern. Das schweißt sie fest zusammen.

Im Guten wie im Bösen.

Auf Leben und auf Tod.

Ein erster Sketch beginnt – mit zwei „Herren“, die sich aus der Gruppe lösen.

Der 1.Herr ist Vincent, der 2.Herr ist Boris.

Die Verse werden sehr rasch und mit Eleganz heruntergespult.

Christopher spielt währenddessen leise eine leichte spritzige Hintergrundmusik auf dem Keyboard.

1.Herr: Mein werter Herr! Ich wünsche einen guten Morgen.

Wollen Sie mir vielleicht von Ihren Sorgen

nicht eben ein paar borgen?

Es ist mein Kopf so leer und hohl.

Wer fühlt sich schon ganz ohne Sorgen wohl?

2.Herr: Von meinen Sorgen sollte ich mich trennen?

Da müssten Sie mir eine gute Summe nennen.

1.Herr: Es kostet einen Preis? Den müsste ich dann kennen.

Gut, nennen Sie die Summe.

2.Herr: Bedenken Sie: Was tu ich selbst den lieben langen Tag

so sorgenlos mit einem Schlag?

Sie sind der Lachende, ich bin der Dumme.

1.Herr: Nur ein paar kleine Sorgen. Nicht die großen Leiden.

Sie hören es: Ich bin bescheiden.

2.Herr: Gerade die kleinen Sorgen sind mir lieb und teuer.

Heuschnupfen, Husten, Hundesteuer.

Die Beipackzettel der Arznei studieren.

Das hält mich täglich am Rotieren.

1.Herr: Dann muss ich's anderswo probieren.

Ist mir auch selbst nicht wohl zu Mute –

Noch einen schönen Tag und Ihren Sorgen alles Gute!

2.Herr: Wenn ich's in Ruhe noch einmal bedenke

und Ihnen einfach eine Sorge schenke...

He, Edelgard, bring deine Mutter her!

Er hat sich an Dagmar gewandt, mit der Mutter gemeint ist Mirella.

Es gibt hier einen Herrn

der hätte gern

von seinen Sorgen etwas mehr.

1.Herr: Die Schwiegermutter?

2.Herr: Sollte es nicht reichen,
geb ich die Frau dazu...

Nanu?

Ich sehe sie erbleichen?

Hab ich Sie überrascht mit diesen Sätzen?

1.Herr: Ich weiß Ihr Angebot zu schätzen.

Jedoch in solcher Menge...

Das treibt mich plötzlich etwas in die Enge.

Ich sprach von kleinen Sorgen, nicht beständigen,
schon gar nicht lebenslangen.

2.Herr: *winkt schließlich ab* Lassen Sie mir die beiden klei-
nen Schlangen.

Ich werde sie schon weiter bändigen.

1.Herr: *wendet sich zum Gehen*

Ich danke nochmals für das Angebot.

2.Herr: So hat halt jeder seine kleine Not.

Fehlt's Ihnen heute auch an jeder Plage –

Ich wünsche schöne sorgenreiche Tage.

Man trennt sich.

Es kommt ein dritter Herr, gespielt von Carol.

3.Herr: *wendet sich gleichfalls an den zweiten..*

Darf ich um eine andre Gunst Sie bitten?

Ich habe Tage lang nicht mehr gestritten.

Nicht so, dass man es tut in ganzer Wallung.

Nicht so, dass man den Ärger spürt in ganzer

Ballung.

Sie müssten mich nur mehrmals grob beleidigen.

Ich würde mich genauso grob verteidigen.

Dann wieder schimpfen Sie zurück.

2.Herr: Sie brauchen einen Streit zu Ihrem Glück? -

Mein Guter, ich verstehe Ihr Problem.

So Tage lang ganz ohne Streit -

das ist zermürend und nicht angenehm...
 Doch fragen Sie: Bin ich zum Streit bereit?
Er wiegt den Kopf, eher verneinend.
 Gerade zu dieser Stunde?

3.Herr: Nur für Minuten ein paar böse Worte tauschen.
 Dann hätten auch die vielen Leute in der Runde
 etwas zu gaffen und zu lauschen.
 Nur einmal heftig knurren wie zwei wilde Hunde.

2.Herr: Zur Unterhaltung für die Leute?
 So für die Blicke dieser Meute Beute?
 und heftig außerdem und wild? -
 Gerade bin ich so sanft gestimmt, so mild.
 Wenn ich es ehrlich sagen soll:
 Gerad heute bin ich so mit Güte voll
 wie selten sonst im Leben
 und möchte irgendwem vergeben.

3.Herr: Das lässt sich beides gut vereinen!
 Zunächst: im Zorn erbeben,
 voll Wut und Hass erscheinen.
 Danach in bitterer Reue weinen.

2.Herr: Ein Schauspiel nur! Es wäre doch nicht echt.
 Ich bin beim Spielen ungeschickt und schlecht.
 Nein, ich bedauere erneut!
 Sie hier zu treffen doch hat mich gefreut!

3.Herr: So sanft und mild zu sein als Mann!
 Und niemand kommt, dem man vergeben kann.
 Doch wünsche ich, bei allen diesen Plagen,
 dass Sie es irgendwie ertragen.
 Ich selber muss mich nun woanders schlagen.
Man geht seiner Wege.

Christopher: *spielt ein paar kräftige Akkorde.*

Dann wechselt er auf einen Walzer.

Alle laufen daraufhin zu dem Handwagen und greifen sich dort eine große „Tierpuppe“. Es sind ihre „Krafttiere“, mit denen sie gleich darauf tanzen – und zwar so, dass die besengroße Stange, an der das Tier fest hängt, mit einem Klettverschluss einfach am rechten Bein befestigt wird. Es wird getanzt wie mit einem Tanzpartner – in schwungvollem Walzerschritt. Boris tanzt mit einem Wolf.

Alina tanzt mit einem Pfau.

Urs tanzt mit einem Bären.

Mirella tanzt mit einem Geier.

Rubens tanzt mit einem Kojoten.

Carol tanzt mit einer Fledermaus.

Antonia tanzt mit einer Eule.

Dagmar tanzt mit einem Perlhuhn.

Nur Vincent tanzt nicht – er übernimmt jetzt, in schneidigem Frack, die Rolle des Conferencier und dirigiert mit einem kleinen Taktstock.

Der Tanz ist beendet.

Alle legen die Tierpuppe wieder zur Seite.

Man nimmt Aufstellung im Halbkreis.

Conferencier: *zieht wichtig einen Zettel hervor.*

Bevor wir bei unserer heutigen Zusammenkunft auf Punkt drei, vier und fünf unserer Tagesordnung kommen - :

den Tausch der Orden, das große Festessen, die Becherprobe –

möchte ich noch einmal an die allgemeinen Statuten und Grundregeln unserer kleinen Gemeinschaft der Gaukler und Komödianten erinnern.

Das erste ist: Unbedingter Gehorsam – wie wir alle

ihn uns selbst schulden, der eigenen Person und ihrer tiefen verborgenen Weisheit; jede fremde Autorität lehnen wir ab. Zweitens: die Gewissenhaftigkeit und der Ernst in allen Dingen der Heiterkeit und des Humors; wie es umgekehrt die Pflicht der Leichtigkeit und des Humors gibt in allem, was ernst ist. Drittens: Jeder ist frei, diese Regeln zu akzeptieren oder auch nicht.

Kommen wir so zum Ordenstausch.

Er holt einen beschriebenen Zettel hervor.

Das Los hat entschieden. Sechs Orden werden getauscht.

Ich erinnere daran: Ein Orden zeigt nicht die erworbenen Verdienste; er zeigt die Verdienste, die wir uns als Träger des Ordens erwerben.

Es tauschen der „Orden für den Liebreiz“ mit dem „Orden des Wagemuts“.

Boris und Alina gehen aufeinander zu und tauschen ihre Orden.

Der Liebreiz für Boris.

Der Wagemut für Alina.

Alle klatschen.

Es tauschen der „Orden für Esprit und Eloquenz“ mit dem „Orden der Weisheit und Verschwiegenheit“.

Antonia und Rubens tauschen ihre Orden.

Die Eloquenz für Antonia.

Die Verschwiegenheit für Rubens.

Beifall

Es tauschen zuletzt: der Orden für „Kraft und Autorität“ mit dem „Orden für Mitempfinden und Mitgefühl“.

Dagmar und Carol tauschen die Orden.

Die Kraft und die Autorität für Dagmar.

Das Mitempfinden und das Mitgefühl für Carol.

Beifall.

Im Weiteren erinnere ich an die Philosophie, die Grundlage unserer kleinen Gemeinschaft ist:

Es ist der Essenzialismus.

Essenzialismus – das heißt: unsere Aufmerksamkeit gilt der Essenz.

Wir gehen nicht die Umwege und die vielen unnützen Verzweigungen, nicht die vielen Abwege, Umwege, Irrwege aller sonstigen Philosophien.

Wir richten unser Auge ausschließlich auf die Essenz.

Denn allein die Essenz ist das Essenzielle.

Nichts ist so essentiell wie die Essenz.

Das Unessenzielle – es hält uns auf. Er lockt uns auf Umwege, Abwege, Umwege, Irrwege.

Wesentlich ist nur eins: die Essenz.

Damit wir es nicht verwechseln und nicht vergessen – ich bitte um eine kleine Kontrolle und Wiederholung.

Was ist Inhalt und Kern des Essenzialismus?

Rufe: Die Essenz!

Die Essenz!

Conferencier: *zieht einen kleinen Taktstock aus der Tasche und gibt plötzlich den Einsatz zum Singen – alle singen nun, während er lebhaft dirigiert.*

Alle: *singend* Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Alles weitet sich aus zu einem großartigen Akkord und wird so abgeschlossen.

Rubens: *tritt kurz vor, er begleitet seine Zeilen mit wichtigen Gesten* Das Wichtige, genau betrachtet, ist die Essenz.

Das wird zu wenig oft beachtet
und nicht mit Konsequenz.

Conferecier: *im Flüsterton* Zweite Strophe!

Er gibt erneut den Einsatz zum Singen.

Alle: *singen* Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Wieder ein feierlicher lang gezogener Schlussakkord.

Urs: *tritt vor wie soeben* Rubens

Da braucht es einzig eine gute Brise
von menschlicher Intelligenz.

Doch keine Eloquenz.

Und die Devise, das ist diese:

Was zählt, ist die Essenz.

Conferecier: *gibt zum dritten Mal den Einsatz*

Alle: *singen zum dritten Mal*

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Conferecier: Im Weiteren erinnere ich an unsere beiden
seit langem geplanten Projekte:

Ein eigenes Theaterhaus.

Zweitens: ein Waisenhaus. Ein Gemeinschaftshaus
für junge und alte Waisen. Ein Gemeinschaftshaus für
alle, die Waisen und elternlos sind.

Jeder, bitte, prüft seine Geldbörse und entscheidet,
was er geben kann.

Alle suchen in ihren Taschen.

*Das Geld, das sie finden, geben sie einem anderen in
der Gruppe, der gibt sein Geld wieder an einen ande-
ren; jeder gibt jedem Geld.*

Rubens: *in seinen Harlekinshosen, tritt vor* Ich will –

Alina: Hört zu. Er will! Seid still!

Rubens: Ich will – *Er blickt jetzt etwas ratlos im Kreis umher* – Ich will – ich will –

Dagmar: Was willst du?

Rubens: Was? Ist das denn wichtig?

hat jetzt einen Einfall Ah ja! ich wollte reden – richtig!

Zum Reden trete ich hervor

Und bitte: Leih mir euer Ohr.

Dass heißt für jeden, der mich hört,

dass er jetzt still ist und nicht stört.

Jetzt – hört man mich? Hört jeder hin?

Ganz wunderbar! Ich grüße allerseits.

Dass ich zum Reden hergekommen bin,

das sagte ich bereits.

Ich rede! Jeder hat es jetzt begriffen.

Nichts wird gemurmelt, nichts gepfiffen.

Nichts wird gemaunzt, gerülpst, gegrunzt.

Ich wende mich an jeden.

Das schnörkellose Reden,

wie jeder weiß, ist eine Kunst.

Ich möchte, dass mein Reden euch berührt

und euch verzaubert und verführt.

Das ist mein Wunsch und Wille.

Noch immer Mäuschenstille?

Ich sehe: Jeden hat es sanft getroffen.

Was ihr draus schließt, das bleibt für jeden offen.

Lasst uns auf eine neue Rede hoffen!

Conferencier: So ist die Rede aus?

Rubens nickt.

Ich bitte um den fälligen Applaus!

Alle klatschen.

Carol: tritt neben Urs, der – in Landsknechtkleidung -

eine gespannte Armbrust in den Himmel hält.

Herr Schütze – schießen sie mir eine Wolke von der
Wolkenwiese.

Ich zeige dorthin – das heißt diese.

Urs: Nichts Leichteres als das.

Doch fürchte ich, Sie werden etwas nass.

Er schießt den Pfeil ab.

*Kurz darauf kommt von oben eine kleine Regendu-
sche.*

*Alle strecken die Hände danach aus; klatschen und
lachen. Ausgelassene Stimmung.*

Plötzlich hört man ein bitterliches Weinen.

Dagmar weint.

Alle werden still. Schauen sie verwundert an.

Conferencier: fürsorglich Was ist passiert?

Dagmar: Ach – es ist nichts.

Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht.

Nur diese große Traurigkeit.

Sie weint wieder bitterlich.

*Zwei andere ziehen Taschentücher hervor und fan-
gen gleichfalls an zu weinen.*

Conferencier: nickt Der große Weltschmerz, ja...

Die große Traurigkeit.

Alle ziehen nun Taschentücher hervor und weinen.

Dagmar: Und weil wir doch so lange jetzt schon warten.

Und immer doch umsonst...

Das Weinen dauert an.

*Dagmar spricht mit gesenkten Blicken, wie in einer
Trance der Trauer gefangen.*

Alles lag im Regen und alles war grau. Die Dächer,
die Bäume, die Straßen. Und der Regen ging schon
seit vielen Wochen und Jahren. Und das Wasser an

den Türen – es stieg und stieg, bis an die Fenster.
Und alle Straßen lagen versunken im grauen Regen,
die Autos, die Gärten, auch die Spielzeuge der Kinder
lagen im Regen.

Da sprach eine Stimme: „Der Regen – das sind all
deine Tränen. Erst wenn du aufhörst und keine Trä-
nen mehr weinst – dann auch endet der Regen.“ Es
waren aber die Tränen aller, die weinten. Sie weinten,
weil die Erde so grau war und voller Regen. Und sie
sahen auf die grauen Straßen, die grauen Dächer
und grauen Türen, und schon wieder flossen und
flossen die Tränen.

Conferencier: Genug geweint! Genug!

Tanz mit dem Krafttier!

Er klatscht auffordernd in die Hände.

Alle laufen wieder zu ihrem „Krafttier“ und greifen es.

Dagmar: zögert noch, zum Conferencier

Ob er doch jemals kommt?

Und alles wieder Sinn hat, was wir spielen?

Und alles Warten einmal aufhört?

*Es hat bereits eine neue Tanzrunde mit den „Krafttie-
ren“ eingesetzt. Christopher spielt am Keyboard wie
zuvor Walzermusik. Auch Dagmar tanzt.*

Der Tanz ist diesmal rasch beendet.

Ein zweiter Sketch beginnt.

Rubens spielt einen Händler, mit Spiegel.

Vincent spielt den „Herren“.

Wieder sehr rasches Herunterspuhlen der Verse.

Leise spritzige Hintergrundmusik auf dem Keyboard.

Händler: Mit welchem Namen, werter Herr, darf ich Sie
nennen?

Der Herr macht eine abwinkende Bewegung.

Dann sollten Sie doch unbedingt
hier diesen Spiegel kennen.

Er zeigt die Wahrheit völlig ungeschminkt.

Herr: Die Wahrheit ungeschminkt? das soll verlockend
klingen?

Ich fürchte, dieses Stück ist schwierig an den Mann
zu bringen.

Händler: Sie missverstehen mich. Die Wahrheit meint:

Die wahre Wahrheit – nicht wie sie sonst scheint.

Sehn wir uns doch, ob Damen oder Herren,
ständig in Spiegeln, die verzerren.

Wir sehen schiefe Lippen, sehen breit gezogene
Nasen,

wir sehen Hamsterbacken, künstlich aufgeblasen,

wir sehen ein verrutschtes flaches Kinn –

und jeder fragt: Ob ich das wirklich bin?

Er ist es nicht, denn alle Spiegel lügen,

und wir, die wir mit Lügen uns begnügen,

merken's nicht mal, wie sehr sie uns betrügen.

Herr: Ihr Spiegel also, dieses neue Exemplar,
es zeigt die Wahrheit völlig anders wahr?

Händler: So ist es! Was uns künstlich aufgehext,
alles was scheinbar schief und unästhetisch wächst,
es ist in diesem Spiegel annulliert.

Man kann's nicht glauben, eh man es probiert.

Alle, ob alte Damen oder grobe Kerle,

entdecken sich in diesem Spiegelbild

ganz neu: wie eine wunderbare Perle –

und lächeln plötzlich mild.

Herr: Dann ist dies Stück in höchstem Maß genial!

Geben Sie her – ich schaue selbst einmal!

Er besieht sich im Spiegel.

Nicht schlecht. Nur bleibt mir jetzt die Frage:
Wie stell ich's an, in Gottes Namen,
dass ich den Spiegel nun so trage,
dass auch die andern dieses Spiegelbild erblicken?
Zum Beispiel: ein paar junge Damen.

Händler: Es ist Ihr wahres Bild! Daran ist nichts zu rücken.
Sie sehn es oder sehn es nicht – das hängt,
von jedem selber ob, wie er so guckt und denkt,
ob klar und ungetrübt,
ob durch die eigne graue Brille,
mit der er lebenslang sein Sehen eingeübt...
Das ist sein freier Wille!

Herr: Was kostet solch ein Stück?

Händler: Der Preis? – Der ist bezahlt mit Ihrem Glück.
Was könnte ich noch besseres dafür erhalten!
Grüßen Sie freundlich alle Jungen! alle Alten!
*Ein zweiter und dritter Händler kommen, beide mit
einem Rucksack. Es sind Carol und Urs.*

2. Händler: Auch ich hab etwas anzupreisen.

Sie sehn mich hier mit einem Rucksack reisen.
Was ist darinnen? Raten Sie?
Es ist der Duft von Anarchie.
Der Duft von Schokoladeneiern und von Majonäse,
von Butterkuchen und von Schweizer Käse.
Er nimmt den Rucksack ab, öffnet ihn.
Sie grübeln, was dies soll?
Nehmen Sie einfach eine Lunge voll.
Nun? Toll?

3. Händler: Wir wussten es! Doch sagen Sie:

Sind Sie bereits ein Freund der Anarchie?

2. Händler: Keine Behörden mehr, die Daten speichern.

3. Händler: Keine Politiker, die sich korrupt bereichern.

2. Händler: Und keine Polizisten auf der Jagd nach Sündern,
um unbescholtene Bürger auszuplündern.

3. Händler: Keine Beamten, die um Steuern uns belagern.

2. Händler: Wenn es auch hilft, in Kürze abzumagern.

3. Händler: Sie sehn den Vorteil?

2. Händler: Der liegt auf der Hand.

3. Händler: Denken Sie an das gute alte Vaterland!

2. Händler: Tun Sie's als Anarchist!

3. Händler: Und mit Verstand.

Es wird plötzlich etwas dämmrig im Raum.

*Christopher spielt leise weiter – doch etwas sanfter,
geheimnisvoller.*

*Eine skurrile Art des Diskutierens setzt ein – begleitet
von wichtigen Gesten, jeder wendet sich an den gerade
neben ihm stehenden Spieler.*

Conferencier: Die Amsel singt mal früh mal spät.

Urs: *streitend* Die Lilie wächst auch im Gurkenbeet.

Rubens: *streitend* Im Gurkenbeet – da wächst die Lilie
und grün herum die Petersilie.

Antonia: *begütigend* Bei Nebel bleibt die Welt verschwommen.

Mirella: Das größte Glück am Reisen ist, wie oft vernommen,
nach Haus zu kommen.

Carol: *kokettierend* Darf ich Sie dann und wann ein wenig necken?

Boris: Der Heckenschütze schützt die Gartenhecken.

Dagmar: Ein Streichholz ohne Kopf – was soll das nutzen?

Urs: Ein heller Bach entspringt in den Abruzzen.

Carol: Ein Mensch doch ohne Kopf – das ist nicht sel-
ten.

Auch ohne Kopf kannst du in dieser Welt was gelten.

Rubens: Wer heilt das Weh, das Weh
an meinem großen Zeh?

Urs: Ich bin verliebt – und träume jede Nacht von
schweren Sünden.

Die anderen: In wen? In wen?

Urs: Das muss ich noch ergründen.

Alle halten plötzlich in ihren Bewegungen an.

Rubens: Antonia soll uns eine Geschichte erzählen. Ein
Märchen.

Die anderen: *rufen* Ein Märchen! in Märchen!

Antonia: *nimmt neben Clemens auf dem kleinen Teppich
Platz.*

Das Märchen vom Ende der Welt.

Sie hatte Vater und Mutter verloren, und ein fremder
Mann und eine fremde Frau zogen sie auf. Dies wa-
ren rechtschaffene, wohlmeinende Leute, doch sie
hatten kaum Zeit für das Kind, und so fühlte das klei-
ne Mädchen sich doch oft verlassen und schutzlos.

Vater und Mutter waren plötzlich aus ihrem Leben
verschwunden, und die Stiefeltern, die wohlmeinend
waren, gaben auf ihre Frage immer nur eine Antwort:
Ihr Vater und ihre Mutter seien am Ende der Welt, so
sagten sie ihr. Und eines Tages fragte das Mädchen,
das sich so sehr sehnte, seine wirklichen Eltern zu
kennen: Wo ist das Ende der Welt? Das aber konnten
die rechtschaffenen Eltern ihr nicht beantworten.

Man hört die Haustürklingel.

*Rubens, nach einem kurzen Blickwechsel mit Chris-
topher, erhebt sich, um nachzuschauen.*

So brach sie auf. Sie kam in einen riesigen Wald und fragte die dunklen Schwarztaannen: Bin ich hier auf dem richtigen Weg? Ich suche das Ende der Welt. Die Tannen verneinten es nicht, wenn sie auch nicht deutlich bestätigten, und das bedeutete wohl: Es konnte, wenn auch gewiss eine kleine Unsicherheit blieb, der richtige Weg sein. Das Mädchen kam an einen mächtigen Abgrund, und der nun aufgezugene Nebel erlaubte nicht einmal, bis auf den Grund zu blicken oder zur gegenüberliegenden Seite. Noch sangen ein paar Vögel und blühten Blumen im Gras, und das Mädchen fragte die Vögel und Blumen: Ich suche meine Eltern am Ende der Welt, bin ich hier richtig gegangen? Doch schon als sie es fragte, spürte sie mit Beklemmung: Das Ende der Welt musste hinter dem Abgrund liegen. Also stieg sie hinab. Sie wanderte viele Tage. Und als der Nebel sich langsam verzog, sah sie, sie hatte ein riesiges Wasser erreicht. Dort saß sie lange in Traurigkeit. Denn eine innere Stimme sagte ihr: Sie müsste auch noch dieses unendliche Wasser durchqueren. Erst dann, erst dann wäre sie wirklich am Ziel.

Rubens: *ist zurückgekommen; er wendet sich flüsternd an Christopher Der Anwalt. Der Anwalt.*

Christopher: *zieht ihn zur Seite, flüstert mit ihm.*

Kurz darauf geht Rubens wieder.

Antonia: *fährt fort mit ihrer Geschichte.*

Da sah sie ein Boot am Ufer und viele Tage und Nächte trieb sie damit auf den Wellen. Und endlich landete sie an der anderen Küste. Dort waren viele Tore. Und jedes Tor fächerte sich auf in immer weitere Tore. Es waren die verzweigten Straßen überall in

die Zeit, und das Mädchen, das sich wieder auf Vater und Mutter besann, folgte der einen. Immer neue Verzweigungen gab es, und sie merkte mit Trauer, dass sie sich zu verirren begann. Auch war sie auf dem langen Weg ihrer Suche groß und erwachsen geworden. Da kam sie an einen umzäunten Garten und hörte helles Lachen und Kindergeschrei. Sie trat ganz in den Garten ein, und da sah sie: Es waren Vater und Mutter, die dort spielten. Sanft nahm sie beide am Arm und setzte sie sich auf die Knie, rechts und links, und wiegte sie, wie eine gute Mutter es tut. Und Vater und Mutter lachten. Und zupften an ihrem Ärmel und ihrem Kragen. Sie waren froh, dass sich endlich jemand sorgte um sie. Und sie, das Mädchen, hätte sie für immer beschützen und nie wieder weggehen sollen.

Rubens: *kommt zurück, sichtbar ratlos, wieder steuert er sogleich auf Christopher zu.*

Wie vorher besprechen sich beide flüsternd.

Christopher macht zu Vincent ein Zeichen fortzufahren. Dann verlässt er die Gruppe.

Antonia kehrt zur Gruppe zurück.

Conferencier: *blickt auf seinen Zettel* Und nun der nächste Punkt: das große Festmahl.

Zu Rubens Was hast du vorbereitet?

Rubens: Bratkartoffeln, Spiegelei und Zwiebeln.

Conferencier: Und zum Nachtisch?

Rubens: Zwiebeln, Spiegelei und Bratkartoffeln.

Ich bitte um Verständnis: Dies war alles, was ich noch in unserer Speisekammer fand.

Conferencier: Gut. So ist das geklärt.

Ein Festessen, das jeder liebt...

Der nächste Punkt: die große Saunaorgie, die große Saunawasserschlacht - als Krönung.

Wie sieht es heute damit aus?

Man blickt sich um, blickt sich an.

Kein Wort, kein Laut der Zustimmung kommt.

Rubens: *deutet entschuldigend auf seinen Fuß* Das Weh, das Weh – an meinem großen Zeh.

Conferencier: Nun, dieser Punkt war einmal sehr begehrt.

Wenn das Interesse jetzt erlahmt ist...

Streichen wir ihn einfach von der Liste!

Er streicht auf seinem Zettel.

So kommen wir zur letzten Runde:

geheimnisträchtig Das Orakel.

Er geht an das Keyboard, wo Christopher in der Zwischenzeit ein Tablett mit zehn Bechern abgestellt hat.

Er kommt mit dem Tablett in die Runde zurück.

Er hält eine rote Perle hoch.

Die rote Perle hier – ich werfe sie in einen Becher.

Er lässt die Perle in einen der Becher fallen.

Wer diese Perle in dem Becher findet, den er ausgetrunken hat, der stirbt in Jahresfrist.

Wir, die wir mit dem Leben spielen, als Gaukler und als Komödianten, fürchten keinen Tod.

Die Becherprobe mit der Perle – sie ist der Beweis.

Er deckt ein Tuch über das Tablett und dreht es dann mehrmals.

Anschließend geht er mit dem Tablett von einem zum anderen.

Jeder greift sich unter dem Tuch einen Becher.

Gedenken wir der vielen, die uns bei diesem Becherspiel-Orakel schon vorangegangen sind:

Gundolf, der Zollbeamte, der ein Tänzer werden woll-

te. Und der ein Tänzer war. Alles muss Tanz sein, sagte er, und Tanz ist Anarchie und nur die Anarchie ist Leben.

Stoßen wir an auf ihn!

Alle trinken einen Schluck, auch der Conferencier.

Gedenken wir auch Friedhelms, unseres alten Kochs. Er würzte jede unserer Speisen gern mit einem alten Bibelspruch, den er beim Kochen sprach. Gelobt sei Gott! Gelobt sei die Dreifaltigkeit! Dann wusste er, die Speise war wie eine Hostie gesegnet und er hatte alle Gifte aus dem Topf verbannt.

Alle trinken einen nächsten Schluck.

Man beobachtet sich dabei.

Gedenken wir zum dritten unserer Bettina! Sie konnte Löcher stopfen, dass das Loch zuletzt das Unzerreißlichste an den Kostümen war. Einzig die flinken Finger unserer Bettina konnten dies!

Alle trinken ein drittes Mal.

Jeder beobachtet aufmerksam jeden.

In Dagmars Gesicht tritt plötzlich ein Ausdruck von Schrecken.

Alle bemerken es.

Alle starren sie an.

Dagmar: mit zitternder Stimme Nicht ich... Nicht ich...
Nicht ich...

In diesem Moment ist Christopher wieder eingetreten.

Christopher: greift rasch den zehnten noch übrig gebliebenen Becher vom Tablett und reicht ihn Dagmar – während er selbst ihren Becher nimmt und leer trinkt.

Conferencier: ansagend Tanz mit dem Krafftier!

Christopher: eilt zurück zu seinem Keyboard;
wieder schlägt er ein paar markante Akkorde an.

*Alle eilen zu ihrem „Krafftier“ und binden es fest.
Walzermusik.
Eine neue kurze Tanzrunde.
Der Tanz ist beendet.
Alle legen die Tiere zurück.*

*Ein dritter und letzter Sketch setzt ein.
Es treten auf: zwei Paare. Das eine Paar sind Rubens
und Dagmar; sie haben sich mit einem Kissen unter
dem Bauch noch etwas dicker gemacht.
Das zweite Paar sind Alina und Boris. Beide spielen
ein schon etwas älteres Paar, beide gehen mit einem
Stock.
Man trifft sich und verbeugt sich höflich.
Wieder werden die Reime wie schnurrend herunter-
gesprochen.
Hintergrundmusik auf dem Keyboard.*

Der dickliche Herr: Werter Herr und werte Frau – ich lobe
mir Ihre schneidige Garderobe.

Die dickliche Dame: Vom Feinsten alles – jedes Stück.

Der ältere Herr: Dies Kompliment – wir geben lächelnd es
zurück.

Die ältere Dame: Man schaut und staunt – wie ginge es
noch schicker?

*Direkt zur dicklichen Dame Selbst wo Sie etwas wohl-
beleibter sind und dicker,
versöhnt ein flotter Wurf der Falten.*

Die dickl. Dame: *beleidigt* Ich wieder staune, wie Ihr Mann
auf einem kahlen Kopf noch einen Scheitel ziehen
kann.

Der dickl. Herr: Sie haben beide sich recht gut gehalten –
wenn man bedenkt: Sie zählen zu den Alten.

Man sieht es noch: Sie waren einmal jung.
Der ält. Herr: *zu Dagmar und Rubens zugleich*
 Ihre Frisur hat einen kühnen Schwung.
 Kaum merkt man, dass Ihr Haar gefärbt ist.
Der dickl. Herr: Und ihrer Haut, auch wenn sie ledern und
 gegerbt ist,
 steht gut die imitierte Sonnenfarbe
direkt zu Boris und sie verdeckt am Kinn die Narbe.
Der ält. Herr: *auf Dagmars Ohringe blickend*
 Wie echt die Platinimitate blinken!
Der dickl. Herr: *sowohl zu Alina wie auch zu Boris*
 Wie meisterhaft Sie Ihre Falten überschminken.
Der ält. Herr: *die Blicke auf das Halstuch der dickl. Dame*
gerichtet Ein Halstuch, wie ein Tigerfell gescheckt,
 das bravourös Ihr Doppelkinn verdeckt.
Der dickl. Herr: Wie gleitet Ihre Zunge flott und gerade
 durch Ihre nachgebaute Zahnfassade.
 Leider begleitet jeden Spruch
 daraus ein penetranter Mundgeruch.
Der ält. Herr: Vorsicht! Jetzt war mir Ihre Zunge doch zu
 scharf und schnell.
 Ich fordere Sie hiermit zum Duell!
Er zieht seinen Degen.
Auch Rubens zieht seinen Degen hervor.
Conferencier: Gemach! gemacht! Wer wird sich gleich er-
 dolchen?!
 So geht es zu bei Strolchen.
 Sie doch sind wohlgeborene Herren.
Der ält. Herr: Hört dieser Mensch dort auf, mich anzuplä-
 ren
 und Unflat ins Gesicht zu speien,
 bin ich bereit, ihm zu verzeihen.

Der dickl. Herr: Gestatten Sie – aus Ihrem Hals
plärrte und spie es ebenfalls.

Der ält. Herr: So sind wir quitt! Der ganze Streit
war ohnehin nicht sehr gescheit.

Beide stecken ihre Degen wieder zurück.

Der dickl. Herr: Sehr recht! Auch ich benahm mich wie ein
Hammel

und war ein Starrkopf und ein Ignorant
bei diesem ungelenken Wortgestammel.

Ich reiche Ihnen meine Hand!

Er streckt seine Hand aus.

Der ält. Herr: zögert den Handschlag anzunehmen.

Auch wenn ich ungern auf Prinzipien reite -:

Der Starrsinn lag allein auf meiner Seite.

Auf meiner Seite: Starrsinn, Unverständnis.

Nehmen Sie das gefälligst hier zur Kenntnis.

Er klofft leicht bedrohlich mit dem Stock auf.

Der dickl. Herr: Jetzt machen Sie sich mehr als nötig
schlecht.

Der ält. Herr: Ich war ein Starrkopf. Ich war echt.

Ich war ein Ekel, ganz unsäglich.

Der dickl. Herr: Auch ich verhielt mich grob und kläglich.

Der ält. Herr: Nein, es war meine Schuld! Mit Nachdruck
fordere ich,

dass dies geklärt ist. Sonst erzürnt es mich.

Wieder schlägt bedrohlich sein Stock auf.

Der dickl. Herr: Gut. So beenden wir den ganzen Zorn.

Beginnen wir ganz einfach noch einmal von vorn.

Man verneigt sich höflich.

Die Paare trennen sich.

*Nach einer kurzen Runde trifft man promenierend
wieder zusammen.*

Wieder freundliche Verbeugungen.

Der dickl. Herr Bestechend diese Eleganz...

Sie gehn mit Ihrer Frau zum Tanz?

Der ält. Herr: Das nicht. Es reicht uns, hier zu promenieren.

Der dickl. Herr: So sollten wir vielleicht zu Vieren hier flanieren?

Der ält Herr: *zur dicklichen Dame* Ihr Kleid ist zauberhaft und sitzt adrett.

Die ält. Dame: Der Zuschnitt lässt verschwinden jedes Fett.

Der dickl. Herr: Auch Promenieren – das ist gut.

Dem Alter zahlt man auf die alten Tage so Tribut und muss sich nicht beim Tanz blamieren.

Der ält Herr: *zu Dagmar* Die Platinimitate, die Sie zieren, sind bestes abgestimmt auf die gefärbten Haare.

Die dickl. Dame: Wie doch die Altersspuren aller Jahre verschwinden können hinter Fett und Farben, die Runzeln und die Narben.

Die ält. Dame: *zum dickl. Herrn* Dies exquisite Stück von Hose ist gewiss nicht von der Stange.

Man trägt sie sicher lange? –

Deshalb ist sie auch schon ein bisschen ausgewaschen

und ausgebeult rund um die Taschen.

Der ält. Herr: Am allermeisten aber rühm ich mir Ihr kräftiges Parfüm.

Ein Duft, der zu bezaubern weiß.

Er streckt seine Nase in Richtung der beiden andern, rümpft sie. Fast übertönt er jeden Achselschweiß.

Der dickl. Herr: Und Sie dagegen riechen frisch?

Man präferiert auf Ihrer Seite das Gemisch

mit Schweißfuß. Wertes Paar, ich grüße,
in aller Freundschaft Ihre Käsefüße.

Er beugt seine Nase zu den Füßen der beiden anderen, rümpft sie, hält sie zu.

Der ält. Herr: *tippt mit seinem Schirm gegen den Hintern der dickl. Dame.* Mit einem wohlgenährten Hintern lässt es sich lange überwintern.

Der dickl. Herr: Und noch eins: Ihre Frau ist etwas bärtig.

Der ält. Herr: Sie sind gemein und widerwärtig.

Doch ist es nur, wie jeder Sie längst kennt.

Der dickl. Herr: Ich danke für das Kompliment!

Der ält. Herr: Ein Kompliment? Von wegen!

Ich ziehe wieder meinen Degen.

Er zieht erneut seinen Degen.

Ebenso Rubens.

Boris nimmt den Degen wieder zur Seite.

Ich habe etwas vorzuschlagen.

Doch fürchte ich, der Vorschlag macht sie bleich.

Der dickl. Herr: *wartet* Ich warte nur, dass Sie es sagen.

Der ält. Herr: Wir beide – wir erstechen uns zugleich.

Der dickl. Herr: Sehr gut! Der Vorschlag ist gerecht.

Auch ich benahm mich eben reichlich schlecht und sollte es ein wenig büßen.

Liegen Sie gleich zu meinen Füßen, dann gleichfalls ich – und wir sind quitt!

Stoßen Sie zu! Ich steche mit.

Sie erstechen sich. Fallen zu Boden.

Alle klatschen.

Ein paar kräftige Akkorde vom Keyboard.

Wieder setzt ein geheimnisvolles „Diskutieren“ ein, mit wichtigen Gesten.

Antonia: Wie sanft der Abend auf die Felder sinkt.

Mirella: Dem lacht das Glück, der es nicht zwingt.

Antonia: Wie glänzt der See im abendlichen Schimmer.

Urs: Dem Mutigen hilft Gott – jedoch nicht immer.

Dagmar: Wer höflich ist, ist gern gelitten.

Alina: Am besten schimpft es sich zu zweit – auf einen
fernen dritten.

Conferencier: Ein guter Reim! Ich gratuliere.

Rubens: Das Stinktier hielt sich für den König aller Tiere.

Konnte es jeden Kampf doch wagen
und in die Flucht die ärgsten Feinde schlagen.

Dagmar: Von einem Gnatzkopf lässt sich nichts erwarten.

Boris: Ein voller Bauch studiert nicht gern – es sei denn
Speisekarten.

Urs: Verliebt bin ich – und möchte tanzen und mich über-
schlagen.

Wüsste ich noch in wen, es wär nicht zu ertragen.

Alina: Ich gebe allen meinen Segen.

Rubens: Bei Regensburg – da steht die Burg im Regen.

Christopher spielt ein paar kräftige Akkorde.

Es wird dunkel.

Alle verschwinden plötzlich von der Bühne.

*Christopher spielt weiter – eine Musik, die mehr und
mehr von tiefer Melancholie gefärbt ist.*

*Von rechts wird die Kulisse vom vorderen Stück eines
alten dunklen Hauses hereingeschoben.*

Christopher: *während er leise weiterspielt* Ein Haus siehst
du – das einst ein altes Gasthaus war.

Wer eintrifft hier, gehört zu den Ermüdeten.

Wer eintrifft hier, der hat auch oft die letzte Bürde schon: die Last der Hoffnung abgeworfen.

Ein Gasthaus einst. Nun Jahre schon geführt als ein Hospiz.

„Gasthaus zur Schwarzen Sonne“ nennt man es.

Für manchen, der hier eintrifft, ist die Sonne selbst erloschen, tot und schwarz.

Alle für die dies Haus zur Zuflucht wird – sie warten dort auf ihren Tod.

Manche gelassen. Andere in Ungeduld.

Seit Jahren gibt es ein Geheimnis hier: den Todesbecher.

Ein Losverfahren – für die ungeduldig Wartenden – bestimmt, wer diesen Becher leeren darf.

Schon viele haben ihn gegriffen, leise jubelnd: Gierig schlürften sie den Tod ein.

Dann betten ihn die anderen in einen Sarg.

Und stürzen ihn drei Tage später von der Klippe.

Wer eintrifft hier, der hofft nichts mehr. Und nichts wird ihn zur Umkehr locken.

*Der Eingang des alten Gebäudes zeigt ein entsprechendes Schild: „**Gasthaus zur Schwarzen Sonne**“.*

Der Raum davor hat sich weiter verwandelt:

Ein mit Reben bewachsenes Terrassengitter direkt vor dem Haus grenzt es ab von dem vorderen Bereich; dort befinden sich rechts und links zwei Tische mit Bänken dahinter. Ganz rechts steht ein kleiner schwarzer verdorrter Baum.

Antonia, Dagmar und Mirella sitzen nebeneinander auf der Bank hinter dem rechten Tisch. Mirella liest in einem Buch. Die zwei anderen starren nur vor sich hin. Ihre Kostüme sind keine anderen als die bei ih-

rem letzten Auftritt.

Antonia spielt im Folgenden „Die Alte“; Mirella die „Maskenfrau“; Dagmar ist einfach „Die junge Frau“.

Wenige Meter entfernt von beiden steht, direkt wo das Terrassengitter endet, ein offener Sarg.

Während der folgenden Sätze Christophers hört man aus Richtung des Hauses eine Stimme singen – es ist das bekannte von Brahms vertonte Lied „In stiller Nacht / zur ersten Wacht / ein Stimm begann zu klagen...“ Der altdeutsche Wortlaut dieses traurigen romantischen Liedes muss nicht exakt zu verstehen sein, doch der verhaltene, manchmal leicht stockende Gesang vermittelt eine tiefe Traurigkeit.

Die Alte: *die Blicke auf den Sarg gerichtet* Wie still und friedlich er dort liegt!

Bis gestern, bis zum letzten Tag, hat er den Trunk verweigert.

An jedem Tag saß er davor und sagte: Wie wundervoll die Welt auf einmal ist.

Nie habe ich die Stimmen, den Gesang der Vögel so gehört wie jetzt.

Nie war das Rauschen in den Bäumen ähnlich wie es jetzt ist.

Nun, da ich Abschied nehmen kann ist, alles neu.

Ich muss es nicht mehr teilen mit dem Bild und der Gewissheit neuer schwarzen Schmerzen.

Könnte das ganze Leben so ein großer Tag des Abschieds sein.

Er entdeckte, dass ein Grashalm voller Zauber ist, so sagte er.

Der Tau. Ein Wassertropfen. Alles Zauber.

Der Pfleger tritt auf, gespielt von Rubens.

Er schließt den Sarg mit einem Deckel und schiebt den Sarg hinter das Haus.

Kurz darauf hört man, wie der Sarg zugenagelt wird.

Der „Fremde“ tritt auf, von links, in Wanderkleidung.

Seine einzigen Gepäckstücke sind eine an den Gürtel geschnallte kleine Tasche und ein sehr kleiner schwarzer Beutel, der ihm von der Schulter hängt. Er trägt einen Hut, der weit ins Gesicht gerückt ist.

Er wird von Vincent gespielt.

Der Fremde: Wo spricht man hier die Wirtin?

Die Alte: zeigt Gehen Sie einfach weiter dort ins Haus.

Der Fremde verschwindet hinter das Terrassengitter und dann ins Haus.

Dagmar: *die sein Erscheinen vom ersten Moment an mit lebhaften unruhigen Blicken verfolgt hat*

Er ist es! Ich erkenne ihn!

Für sich Was er hier will? Er ist noch jung. Und schön.

Er kann nicht hier sein, um zu sterben...

Das Folgende ist halb wie ein Selbstgespräch, halb ist es an Antonia gerichtet.

Ob er sich noch erinnert?

Vier Jahre ist es her.

Mit meinen Eltern hatte ich Quartier in einem kleinen Gasthaus in den Bergen.

Ein junges Mädchen war ich, sechzehn Jahr alt.

In diesem kleinen Berghotel – dort traf ich ihn, die letzte Woche meiner Ferienzeit...

Die Erinnerung zieht sie heftig in Bann.

Er war so sanft – schon mit den ersten Blicken. Und so sanft mit allen seinen Worten. So ernst und liebevoll.

Und sanft erst mit den Händen – wie er mir, als wir spazieren gingen, die Regentropfen von den Haaren tupfte, von meinen Augenbrauen, von der Nase.

Es kann nicht sein, dass er mich ganz vergessen hat. Wir saßen Tisch an Tisch, an jedem Morgen, jedem Mittag, jedem Abend.

Er war allein. Er sagte, dass er hier sei, um zu schreiben. Ein großes Buch, das „Innen drückte“ – in seinem Kopf, so sagte er.

Und doch: Er nahm sich Zeit für mich – und hörte zu – mit diesen sanften Augen; waren wir zusammen, war es immer, als gäbe es nur ihn und mich.

Dann kam der Tag des Abschieds – und ich wagte nicht zu fragen, ob ich ihm schreiben dürfe. Später weinte ich. Ich weinte viele Nächte.

Immer wieder waren diese Nächte voll mit seinem Bild, mit seinem Lächeln, seinen Gesten.

Und jetzt – jetzt ist er hier!

Sie blickt unruhig zum Haus, ob er dort wieder erscheint.

Die Alte: Sei glücklich! Glücklich dafür, dass du noch leiden kannst und lieben!

Für mich ist alles grau.

Seit Jahren wächst ein Netz um mich von grauen Fäden.

Ich sehe eine Welt von grauen Dingen:

Von grauen Bäumen. Grauen Blüten. Grauen Vögeln.

Ich höre eine Welt von grauen Tönen.

Grau alle Pflanzen. Grau die Tiere.

Und grau auch alle Menschen: ihre Stimmen grau, das ferne Leuchten ihrer Augen.

Grau ihre Haare. Grau der Duft der Gärten. Grau der
Wind darin.

Und grau der Glanz der Sterne. Grau der Mond.
Und mehr und mehr umschließt mich dieses Netz wie
eine Wand aus Glas.

Ein trübes Grauglas.

Eine Wand, an der ich manchmal trommle, sinnlos.

Die alle Stimmen schluckt. Und auch die Blicke.

„Die junge Frau“: *steht auf* Erlaub mir, dass ich gehe.

Ich will ihn sehen, ihm ganz nah sein.

Sie geht ins Haus.

Die „Maskenfrau“ hat ihr Buch zur Seite gelegt.

Die Alte: *greift es, beginnt die noch aufgeschlagene Seite*

zu lesen: Es ist ein Weinen in der Welt,

als ob der Liebe Gott gestorben wär.

Und der bleierne Regen, der niederfällt,

lastet grabesschwer. -

Lasst uns einander tiefer verbergen.

Das Leben liegt in aller Herzen wie in Särgen. -

Du – wir wollen uns tief küssen.

Es ist eine Sehnsucht in der Welt,

an der wir sterben müssen.

Sie schiebt das Buch wieder zurück.

Else Lasker-Schüler – auch mir ist diese Dichterin

nah.

Man hört einen krachenden Laut.

Der Sarg ist über die Klippe geworfen worden.

Der Gesang setzt wieder ein, nun mit der zweiten

Strophe: „Der stille Mond / will untergehn / vor Leid

nicht mehr mag scheinen...“ usw.

„Die Alte“ spricht in den Gesang hinein.

Manchmal begegnet mir meine Schwester. Sie ging

mir voran, vor nun drei Jahren, an diesem Ort.
 Sie nimmt mich sanft bei der Hand. Es ist kein Traum, sagt sie leise. Und sie schwebt mit mir durch ein Tal, und wir fließen im milchweißen Nebellicht. Unter uns, tief, liegt der schwarze Fluss. Dort hocken die schwarzen lautlosen Vögel, auf schwarzen Kiefern und schwarzen Weiden. Und alles dort unten ist lautlos und dunkel von Traurigkeit.

Wir überqueren den Fluss. Meine Schmerzen habe ich abgelegt, sagt sie, so wie ein fremdes Kleid. Und auch meinen Namen. Und sie lächelt mir flüchtig zu. Es gibt keinen Schmerz mehr und auch kein Feuer der Freude. Und keine Namen mehr.

Und sie führt mich an einen Hügel. Immer drängt es sie, dass sie dahinter gelangt. Doch sooft sie es auch versucht, immer wächst der Hügel zum Berg. Sie weiß, es gibt ein Geheimnis dahinter. Ein Licht, eine Freude. Doch der Hügel steht mächtig dazwischen.

Gesang, hell und klagend.

Der Fremde ist aus dem Haus zurückgekehrt.

Er hält einen Fragebogen in der Hand.

Er nimmt auf der Bank hinter dem linken Tisch Platz und beginnt den Fragebogen auszufüllen.

„Die Alte“ hält den Kopf in die Hände gestützt.

Für sie, Rebekka, bevor sie ging, war alles Schmerz.

Der Sand unter den Füßen: geronnener Schmerz.

Schmerzgräser. Schmerzgewächse.

Schmerzblüten an den Zweigen, feuerfarben.

Schmerzhügel, schwarz durchströmt von Schmerzgewässern, Bächen aus Schmerz. Schmerzwolken und darüber: Schmerzhimmel greller Farben.

Der Pfleger tritt, nach getaner Arbeit, hinter dem Terrassengitter hervor, eine Flasche in der Hand.

Er nimmt am Tisch neben dem „Fremden“ Platz.

Pfleger: *mit etwas neugierigen Blicken auf den Fremden, gelegentlich trinkt er aus seiner Flasche.*

Der kleine Beutel dort – dein einziges Gepäck?

Der Fremde: *nickt, füllt weiter seinen Bogen aus.*

Pfleger: *Ich bin hier Pfleger im Hospiz. Gelegentlich auch zimmere ich im Haus herum, dem altersmorschen, wackligen.*

Du bist der erste neue Gast seit sieben Tagen.

Er trinkt. Zeigt wieder auf den kleinen schwarzen Beutel. Etwas Kostbares darin?

Der Fremde: *Nicht mehr.*

Und war es wohl auch nie.

Wenn du es fühlen willst – hier greife es und fühl!

Pfleger: *befühlt den Beutel Was ist es?*

Der Fremde: *Asche.*

Pfleger: *Asche?*

Der Fremde: *Asche, ja.*

Pfleger: *Verzeih die Frage – doch ich muss sie stellen: etwas wie eine Urne? ein Verstorbener darin?*

Der Fremde: *füllt weiter seinen Bogen aus. Nicht ganz verkehrt. So könnte man es sagen.*

Das Gesicht der „Jungen Frau“ erscheint hinter dem Terrassengatter, mit sehnsüchtigen Blicken.

Der Fremde bemerkt sie nicht.

Pfleger: *Dies ist genau der Tag.*

Der Wochentag, an dem der Becher ausgelost wird.

Du weißt davon? Und deshalb bist du hier?

Was ich dir dazu sagen muss: Am Tag der Ankunft ist der Eintrag auf der Liste nicht erlaubt, noch nicht an

diesem ersten Tag und selten auch am nächsten.
 Wenn du hier sterben willst, musst du dich damit et-
 was noch gedulden.

Der Fremde: *lächelt, füllt weiter seinen Zettel aus.*

Pfleger: Du bist nicht alt. Was ist der Grund, den du auf
 deinem Zettel angibst?

Rückt etwas näher Wenn es eine Krankheit ist – mir
 kannst du alles anvertrauen. Ich verrate nichts.

Der Fremde: *hat seinen Zettel fertig ausgefüllt.*

Du fragst nach diesem Beutel mit der Asche.
 Vor Jahren glaubte ich, an einem fernen Tag wie die-
 sem würde ich ein Buch in meinen Händen halten,
 in schönem Druck, gut editiert. Ein Buch mit meinem
 Namen.

Pfleger: Du schreibst Bücher?

Der Fremde: Dies eine Buch. Genau: Es sollten schließlich
 drei sein. Ein großes Werk aus dreien: eine Trilogie.

Pfleger: Und dann?

Der Fremde: *hebt den Beutel* Hier siehst du sie
 Mein großes Lebensmärchen, das ich mir zurecht-
 spann.

Zweitausend Seiten Reflexionen über Trauer, Freude,
 Liebe, Sehnsucht. Über Vergeblichkeit und Zweifel
 und Verzweiflung.

Zweitausend Seiten fein geschliffener Schmerz.

Pfleger: Und hast dein Werk verbrannt?

Der Fremde: Ich hatte nichts zu sagen.

Ich begriff es erst, als sich das Manuskript in hohen
 Stapeln vor mir türmte.

Ich hatte nichts zu sagen, was nicht schon tausend
 Mal gesagt war:

Dass unsere Lebenslinien wirre Fäden sind.

Dass Liebe immer nur ein kurzer Rausch ist. Und dass, was ohne Liebe bleibt, ein grauer Alltag ist, alltäglich und banal.

Dass wir in einem permanenten Wettlauf uns betäuben, jeder gegen jeden. Dass wir gieren nach Besitz und Macht, vielleicht auch Ruhm, alles was uns aus unserer Winzigkeit erlöst. Und dass Besitz und Macht doch immer nur Ersatz sind – für Liebe, die wir suchen, die doch Traum und Illusion bleibt.

Dass alles Wahnsinn ist und dass wir trotzdem leben wollen.

Dass auf der Welt das böse Lachen oft das gute übertönt.

Dass wir uns hilflos einen Gott erschaffen, der uns – wie unverständlich auch und rätselhaft – Gerechtigkeit verbürgen soll und Sinn. Und dass die Wahrheit gottlos ist, ohne Gerechtigkeit und sinnlos, und das Ende toter Staub – so tot, wie auch der Staub des ersten großen Anfangs tot war.

Das alles schrieb ich auf. Ein Tagebuchroman mit grüblerischen Briefen und mit tragischen Figuren – die traurigste ich selbst.

Und was ich schrieb, das war doch alles schon gesagt.

Pfleger: Und deine Krankheit?

Der Fremde: Das ist sie: Hoffnungslosigkeit.

Pfleger: An so was stirbt man nicht.

Du glaubst an keinen Gott?

Der Fremde: Gott? – Wenn es einen Gott gibt, dann hält er seit Jahrtausenden sich gut versteckt. Ich sehe einen Sturzbach voller Blut, den man Geschichte nennt. Ein ewiges Szenario des Kampfs um Macht, bei dem der

Stärkere den Schwachen schlachtet – roh, erbar-
mungslos.

Kein Gott greift ein. Ob Frau, ob Kind, ob Greis,
wehrlos und ohne Schuld – die Schlächter der Ge-
schichte schonen keinen.

Wo wäre Gott?

Pfleger: Hm. Du stellst schwere Fragen.

Soll ich dir etwas Essen bringen? etwas zu trinken?

Der Fremde macht eine eher unentschiedene Geste.

Wie auch immer: Ich muss die Bank entfernen und
Sie bitten, auf der andern Platz zu nehmen.

Beide erheben sich.

Diese Bank erfüllt nun einen Zweck, den Bänke sel-
ten sonst erfüllen: Sie trägt den neuen Sarg.

*Er nimmt die Bank und trägt sie ein Stück in Richtung
des Hauses, so dass sie halb hinter dem Gitter ver-
schwindet. Geht dann selbst ins Haus.*

*Der Fremde nimmt an dem anderen Tisch Platz, an
dem noch immer „die Alte“ sitzt und an ihrer Seite die
„Maskenfrau“, die ihr Buch nun fortlegt.*

Vom Haus her beginnt leise ein Saxophon zu spielen.

Maskenfrau: an den Fremden gewandt Sie fragen mich,
warum ich eine Maske trage?

Der Fremde: zuckt eher etwas gleichgültig die Schultern.

Maskenfrau: Sie fragen nicht!

Fast jeder fragt mich dies.

Wer eine Maske trägt, hat etwas zu verbergen. Was
verberge ich?

Kein wenig Neugier?

Sie sind hier, weil Sie hier sterben wollen?

Sie sind ein junger Mann. Und schön.

Man sollte Sie bestrafen nur für den Gedanken.

Todesstrafe!

Nein, das wär zu sanft. Die Strafe: hundert Jahre leben. Dann sprechen wir uns wieder...

Sie bemerkt die ungewollte doppelte Aussage. Himmel – was fäsele ich jetzt zusammen...

Man hört das Saxophon, traurig spielend.

Nicht mehr leben wollen... In Ihrem Alter!

Weil es keinen Gott gibt und alles sinnlos ist...

Ich lebte lange ohne Gott. Und gut! Mein Glaube war mein Tanz.

Sie steht auf und macht zu den Klängen des Saxophons ein paar Tanzbewegungen – mit großer Eleganz und Grazie.

Ein Mann, der meinen Schritten zuschaut – ich genieße es.

Sie tanzt wieder.

Ich habe es genossen, seit ich ein junges Mädchen war. *Sie tanzt.*

Man applaudierte mir – auf kleinen und auf großen Bühnen, manchmal mit stehenden Ovationen.

Je mehr ich so gefeiert wurde, desto mehr doch auch begann ich schlecht zu werden...

Sie tanzt zu der Musik des Saxophons.

Ich spielte mit den Männern. Dass sie mir zu Füßen lagen, war mein Rausch. Mit meinen Hüften, meinen Brüsten zog ich sie an Marionettenfäden. Ich ließ sie tanzen – nur scheinbar tanzte ich für sie.

Konkurrenz ertrug ich nicht. Sie lauerte an jeder Ecke. In Gedanken stieß ich ihr Messer in die Brust. Jeder Applaus für die andern war für mich ein kleines Nesselfieber.

Die Musik hört auf. Sie hält an.

Ich wurde schlecht. Noch schlechter als ich war.

Sie geht wieder auf ihren Platz zurück.

Ich wurde hässlich. Und eines Tages brach die Hässlichkeit an meinem Körper aus. Ich konnte sie im Spiegel sehen: eine Schuppenflechte über Hals und Schulter. Wie eine Schlange kroch sie höher, mit Tüchern nicht mehr zu verdecken. Sie nistete sich ein um meine Augen, meine Nase, auf den Wangen...

Sie zieht an ihrer Maske. Sie wollen eine Probe?

Sie winkt ab, rückt die Maske wieder zurecht.

Ich selbst ertrag es nicht: die Blicke in den Spiegel sind wie Finger auf einer heißen Ofenplatte.

Ihre Stimme wird immer härter und kälter.

Es ist gerecht: Es blickt mich nur das Scheusal an, das ich geworden bin.

Das bisschen Lebensfreude, das mir bleibt:

Den Akrobaten auf dem Seil zu sehen – wie er balanciert. Wir alle balancieren auf dem einen hochgespannten Seil. Und eine leise Stimme fragt: Ob er wohl stürzt? Wenn es geschähe – welches Schauspiel! faszinierend, wunderbar!

Kein Mitleid... Überall, in jeder Faser, nistet Spott in mir und Bosheit.

Auch jetzt. Ich hasse Sie für Ihre Jugend. Ihre Schönheit.

Wie ich mich selber hasse. Mich und alle andern.

In der Zwischenzeit hat der Pfleger auf der Bank einen neuen Sarg postiert.

Er kommt nun wieder zu dem Fremden an den Tisch.

Es vergeht zunächst eine Stille.

Der Fremde: Zwei Rätsel blieben.

Pfleger: Zwei Rätsel?

Der Fremde: Das eine: die Musik.

Der Sog, der mich ergreift beim Lauschen auf die Kantilene einer Klarinette. Oder wenn eine Cellosaite tönt, erhaben und in dunklem Trost. Wenn eine Geige jauchst. Wenn alle diese Instrumente sich umarmen – diese Geflechte, funkelnd, tausendfach. Erhabenheit und wilder hemmungsloser Tanz zugleich. Wie konnte das hervorgehen aus dem toten heißen Staub noch ungeborener Sonnen? aus Gas und Sternenlava unseres Ursprungs? – Und plötzlich denke ich: Der Ursprung war nicht Staub, nicht Gas. Der Ursprung war Musik. Ihr folgte alles: der Staub, die Sonnen, die Planeten...

Pfleger: Das zweite Rätsel?

*Die junge Frau, die bisher unverändert heimlich spä-
hend und lauschend hinter dem Terrassengitter ge-
standen hat, verschwindet ins Haus.*

Der Fremde: Die Schönheit und der Zauber eines menschlichen Gesichts.

Das Funkeln und das Lächeln in den Augen einer jungen Frau.

Von gleichem Zauber – nein, noch schöner und noch heiliger: das Lächeln eines Knaben.

Des einen jedenfalls, von dem ich spreche.

Tadzio – so nannte ich ihn scherzhaft für mich selbst – wie der Erzähler ihn genannt hat, der bekannte, in der vielgelesenen Novelle...

Kein Kind. Ein Junge, der zum Mann heranwuchs – und doch noch fern vom Mannsein.

Ein Junge, dessen Blicke goldene Pfeile in den Himmel schossen – nach Wolken, Sternen und nach Meteoriten.

Und dessen Blicke doch schon leise listig funkelten.
Und leise funkelnd sagten, dass sie schon das erste
Feuer des Begehrens kannten.

Mein Unglück war: Er lächelte zurück.

Diese Magie und Mächtigkeit des Lächelns!

Das Schwerelose seines Gangs. Zugleich so unbeirrt
und stark. So völlig eins mit sich. Ein Wunderwerk
des Gleichgewichts...

Magie und Abgrund dieses Lächelns... Kein Entrin-
nen!

Ich blickte in den Spiegel – sah diesen Mann an, den
ich selbst nicht mehr begreifen konnte: verwirrt und
krank von einer Sehnsucht, die so klar war wie auch
abgrundtief und dunkel.

Wenn ich von Liebe sprechen kann – es war doch
Liebe: erfüllt von diesem hellen Ton von Zauber, der
mein Herz in hohen Sprüngen tanzen ließ. Nie schien
der Himmel näher, niemals leuchtender von Farben,
pochend von warmem Leben.

Er erschien in meinen Träumen. Es las mir Platon
vor, den großen Philosophen: ein Hohelied der Jüng-
lingsliebe. Er sprach zu mir: Siehst du – da steht es.
Was bedrückt es dich? – Er lachte, dieses helle La-
chen, listig, spielerisch, von halbgewusstem eigenen
Verführen...

Ein Traum! Die schöne Schöpfung meines leidenden
und kranken Hirns.

Es trieb mich in die Flucht. Ich hoffte so auf Heilung.

Doch musste ich erkennen: Tadzio war überall...

Manchmal, für ein paar Tage, blieb er aus, dann wie-
der stand er plötzlich vor mir – mit diesem Lächeln,
das ich kannte, diesem hellen Lachen...

Ob Krankheit oder nicht – ich war dem Sog verfallen.
Heilung? Hoffnungslos.

Was blieb: ein Glück, das Gift ist. Es nistet tief in jeder Faser meines Leibs.

Nein, Heilung ist nicht möglich.

Die junge Frau ist wieder aus dem Haus gekommen.

Sie nähert sich mit langsamen und behutsamen Schritten dem Tisch – ihr Blick liegt sanft und zu-

gleich gebannt auf dem Fremden.

Die junge Frau: Erkennst du mich?

Der Fremde: Nur unbestimmt. Nur unklar.

Die junge Frau: *Erinnere dich!*

Vier Jahre ist es her.

Ein kleines Berghotel.

Ich war mit meinen Eltern hingereist.

Bei jeder Mahlzeit saßen wir uns gegenüber.

Es regnete, fast jeden Tag. Und doch - wir gingen gern spazieren durch die nassen Wiesen...

Du warst so freundlich und so sanft...

Der Fremde: *hat sichtbar Mühe sich zu erinnern*

Vier Jahre – das ist lange her...

Pfleger: *steht plötzlich auf, klatscht – um Aufmerksamkeit bittend - in die Hände Die Wirtin!*

Die „Wirtin“ erscheint, von Alina gespielt; sie trägt ein elegantes Kostüm, eine Frau mit knappen Gesten und mit kalten Blicken.

Sie hat einen größeren Korb bei sich, den ein großes wollenes Tuch bedeckt.

Wirtin: *mit harter Stimme* Es ist so weit: das Losverfahren.

Jeder legt in den Korb hinein, was er in dieser Sache opfern will, unwiederbringlich.

In wenigen Minuten komme ich zurück.

Zum Pfleger Erst in die andern Zimmer, wo die Kranken auf uns warten.

Sie wendet sich mit dem Pfleger zum Gehen.

Es sind ihr drei Gestalten gefolgt – kaum noch erkennbar als Mann oder Frau, die den Eindruck von hundertjährigen Greisen machen: weißes schütteres Haar, ein graues Gesicht, tiefe Augenhöhlen - bei allen eine spielerische Tendenz in die Karikatur. Alle drei gehen an einem Stock, tief gebeugt.

Sie werden gespielt von Urs, von Carol und Boris.

Die Wirtin zusammen mit dem Pfleger ab.

Man hat den drei Greisen auf der linken Seite der Bank Platz gemacht.

Plötzlich beginnt wieder das Saxophon zu spielen – diesmal eine saloppe Tanzmelodie.

Die drei Greise sehen sich an – ein plötzlich sehr lebendiges Funkeln in den Augen.

Sie beginnen zur Melodie des Saxophons zu wippen und zu schunkeln.

Sie haken sich gegenseitig unter und beginnen schunkelnd zu singen.

Die drei Greise:

Wir sind die klappernden Greise.

Wir singen es laut, (leise) wir singen es leise,

wir singen es ernst und tiefrübselig,

wir singen es heiter und singen es fröhlich,

wir singen es verloren und einsam,

wir singen es wild und gemeinsam.

Wir singen es mit schlohweißen Haaren -
das Lied von den Greisenjahren.

Einer allein: Es hängen die Augenlider
bis auf die Nase hernieder.

Ein zweiter allein: Die Ohren sind grau und voll Staub.

Der dritte allein: Und jedes zur Hälfte taub.

Wieder der erste: Und jedes Auge zur Hälfte blind.

Alle drei: Durch alle Löcher pfeift der Wind.

Wieder der erste: Doch machen zwei halbe Ohren und
Augen –

Der zweite: Auch wenn sie scheinbar wenig noch taugen –

Der dritte: Noch immer ein ganzes

und freuen sich des kleinen bleibenden Glanzes.

Alle drei: Runzeln und Falten sind schön.

Was hilft das Gestöhn.

Runzeln und Falten berichten

unsere Lebensgeschichten

und zahllose Abenteuer,

von Leidenschaft, Liebe und altem Feuer.

Sie stehen auf, mit plötzlich fast jugendlichem Schwung. Sie ziehen Kastagnetten aus ihren Taschen und beginnen einen lebhaften Tanz, sich mit den klappernden Kastagnetten begleitend.

Der erste: Wir sind die klappernden Greislein.

Es klappert die Hüfte, es klappert das Steißbein.

Der zweite: Es klappern die einzelnen Rippen.

Der dritte: Es zittern und bibbern die Lippen.

Der erste: Ausgedünnt Locken und Mähnen,

die Haare flattern in einsamen Strähnen.

Der zweite: Es klappert das Brustbein, das Jochbein.

Der Mund, mit klappernden Zähnen,

wird bald ein zahnloses Loch sein.

Der dritte: Es klappert das Kreuzbein, das Sprungbein

und möchte gern noch mal jung sein.

Der erste: Es klappert das Nasenbein und der Kiefer

und hängen tiefer und schiefer und schiefer.

Ihr Tanzen und Klappern wird immer lebhafter.

Alle drei: Solange noch

die Beine uns tragen,

auch wenn unsre Herzen schon matter schlagen –

das Tanzen wagen wir doch.

Der zweite: Es tanzt und klappert das Brustbein.

Das Tanzen soll uns eine Lust sein.

Der dritte: Es tanzt und klappert das Jochbein.

Munter und fröhlich wollen wir doch sein.

Sie tanzen jetzt einen Schuhplattler.

Alle drei: Brustbein, Jochbein, Kreuzbein, Sprungbein,

Steißbein, Nasenbein, rechtes Bein, linkes Bein,

Oberbein, Unterbein –

Alles Gebein

lasst tanzen, lasst tanzen und munter sein!

Die Wirtin erscheint wieder, ein Tablett in der Hand.

Darauf steht ein roter Becher.

Es folgt der Pfleger. Er trägt jetzt den Korb.

Erschöpft halten die drei Greise inne.

Sie nehmen wieder auf der Bank Platz.

Das Saxophon spielt nicht mehr.

Pfleger: geht nun mit dem Korb von einem zum andern:

erst zu „der Alten“, die einen Ring, dann zur „Masken-

frau“, die einen Armreifen hineinlegt. An Vincent geht

er vorbei.

Auch zu den drei „Greisen“ geht er. Jeder schiebt

etwas unter das Tuch.

Wirtin: hat sich währenddessen zum Haus gedreht, so

dass sie den Vorgang nicht beobachten kann.

Die Sammelaktion ist abgeschlossen.

Die Wirtin dreht sich wieder den andern zu.

Sie greift unter das Tuch.

Sie zieht den Armreifen der „Maskenfrau“ darunter hervor. Hält ihn fragend in die Höhe.

Die „Maskenfrau“ erkennt ihren Armreifen.

Die Wirtin geht auf sie zu. Reicht ihr den Armreifen zurück.

Pfleger: *folgt; er stellt vor der „Maskenfrau“ das Tablett mit dem Becher ab.*

Die Wirtin blickt noch einmal in die Runde, ohne ein Zeichen innerer Regung.

Sie geht zurück in das Haus.

Die Blicke aller anderen sind nun starr auf die „Maskenfrau“ gerichtet.

„Maskenfrau“: *Was blickt ihr mich so an -?*

Ihr wollt mich sterben sehen?

Nach einem Blick auf den Sarg auf der Bank.

Liegen dort in diesem engen Sarg?

Ich will leben!

Ich will tanzen!

Das Leben wartet noch.

Ein großes Publikum – es wartet und es will mich tanzen sehen.

Ihre Stimme nimmt einen hysterischen Klang an.

Ich habe meine Schminken, meine Puder, meine Schleier, meine Tücher. Meine Maske.

Ich will den Becher nicht.

Der Fremde: *greift danach Dann gib ihn mir!*

Er hebt ihn zum Mund.

Die junge Frau: *tritt nahe zu ihm.*

Trink nicht! Trink nicht!

Du kannst dich doch erinnern!

Sie spricht mit anrührender, mit zitternder Stimme.

Erinnere dich! Als wir an jenem Abend durch die nas-
 sen Wiesen gingen, Schulter an Schulter, zu unseren
 Füßen glitzerten die Gräser in der späten Sonne...
 Du warst so heiter. Warst so gut gelaunt.
 Du warst so sanft.
 War es nur Mitleid?
 Sag, dass es kein Mitleid war!

Der Fremde: *nimmt einen ersten Schluck.*

Die junge Frau: Ich weiß, dass ich nicht schön bin.

Wenn du mich auch nicht lieben kannst – nicht wie
 ich dich –

Dann lass mich einfach nur in deiner Nähe sein!

Sie kniet sich nieder, direkt an seinem Schoß.

Nur irgendwo wo du bist.

Mehr und mehr ist es ein tief anrührender Auftritt.

Ich räume deine Küche, richte dir das Essen her.

Nicht einmal sehen musst du mich.

Ich räume und ich putze.

Und bin verschwunden.

Der Fremde hebt wieder den Becher.

Trink nicht! Ich kann nicht leben ohne dich!

Der Fremde: Ich liebe Sie nicht, junge Frau.

Er leert jetzt den Becher mit einem einzigen Zug.

Die junge Frau sinkt weinend am Boden zusammen.

Der Fremde stellt den Becher zurück.

Ich träume diesen Traum: befreit und aufgelöst zu
 sein – mit jeder Zelle. Verteilt auf tausend Gräser,
 tausend Blätter, verstreut in Regen, Sand und Wind,
 strömend in Bächen und in Flüssen, ein Teil von Al-
 gen und von Muscheln in den Meeren.

Dort rausche ich und bin vergessen.

Gelöscht der graue Fleck, der ich gewesen bin.

Gelöscht das Gift, die Bitternis; die Einsamkeit, das Frieren.

Wieder setzt der Gesang des Anfangs ein: „In stiller Nacht / zur ersten Wacht / ein Stimm begann zu klaggen...“

Was bleibt, auch ohne mich: das Wunder der Musik. Dies Wunder, das so unerklärlich ist und das vielleicht der Ursprung war...

Er stirbt.

Sein Kopf sinkt auf die Tischplatte.

Es wird dunkel.

Es bleibt nur die klagende singende Stimme.

Plötzlich, im Halbdämmer, haben sich alle Spieler wieder versammelt, bis auf Vincent, dessen Kopf auf dem Tisch liegen bleibt.

Zu den im Folgenden gesprochenen Sätzen bewegen sich alle wieder mit wichtigen geheimnisvollen Gesten. Es spielt keine Rolle welcher Spieler welchen Satz sagt. Es geht nur um die Sätze selbst.

Ein Spieler: Wie kommt es, dass die Zeit mal reichlich da ist, eine Ewigkeit, und plötzlich wieder ist sie knapp?

Ein Spieler: Wie gibt man etwas ab von einem übervollen Herzen?

Ein Spieler: Kennt auch ein Orchideenblatt Melancholie und Schmerzen?

Ein Spieler: Ob jeder Stern am Himmel einen Namen hat?

Ein Spieler: Wie kommt das Funkeln in den Morgentau?

Ein Spieler: Wer macht am Tag den Himmel blau?

Ein Spieler: Von woher kommen nachts die Träume?

Ein Spieler: Wer hängt die schweren Äpfel an die Bäume?

Ein Spieler: Wer schiebt die Tulpen aus dem Tulpenbeet?

Ein Spieler: Wo ist der Wind, wenn er nicht weht?

Ein Spieler: Wo die Erinnerung, dann wenn sie schläft und ruht?

Ein Spieler: Was tut ein Berg, wenn er nichts tut?

Sie versammeln sich in einem Kreis in der Mitte.

Ein Spieler: Was wiegt ein Freundeswort?

Ein Spieler: Was wiegt es, wenn es bricht?

Ein Spieler: Was wiegt ein kleiner Lord?

Ein Spieler: Und was wiegt ein Gedicht?

Ein Spieler: Was wiegt ein Sonnenstrahl?

Ein Spieler: Was eine große Zahl?

Ein Spieler: Wohin legt sich der Sturm, wenn er sich legt?

Ein Spieler: Was wiegt ein Rosenstock, der Knospen trägt?

Was wiegt er, wenn er blüht?

Ein Spieler: Wer macht es, dass die Sonne abends glüht?

Ein Spieler: Was spricht die Blüte mit dem Schmetterling?

Ein Spieler: Was denkt ein welches Blatt?

Ein Spieler: Wie kommt es, dass der Ring kein Ende hat?

Im Raum hat sich plötzlich etwas Unerklärliches ereignet: An der Tür erscheinen seltsame Farbphänomene - ein zunehmend hell flackerndes Licht, in wechselnden Farben.

Jetzt auch leise Windlaute. Ein leichtes Rütteln.

Alle starren plötzlich gebannt zur Tür.

Rubens, der den Raum kurz zuvor verlassen hat, tritt wieder ein, von links.

Im Raum wird es wieder normal hell.

Das Lichtphänomen ist vorüber.

Rubens hält Post in der Hand, drei Briefumschläge.

Rubens: Die Post von heute.

Er überreicht sie Christopher.

Christopher: überfliegt kurz die Adressen, er hält inne, er stammelt leise Ihr Name...

Er will den Brief öffnen; lässt es dann.

Er fasst sich, wendet sich an die anderen.

Es könnte sein, dass wir Besuch bekommen...

Ein prominenter Gast!

Er zieht Clemens zu sich heran, flüstert ihm ins Ohr.

Dann wieder an alle gewandt. Wir machen eine Pause! Kurze Essenszeit!

Alle verlassen den Raum;

bis auf Christopher und Clemens.

Christopher steckt die Briefe ein; dann zu Clemens.

Hast du die Tür gesehen -?

Ich sagte dir: sie ist lebendig!

Er geht an die Türschwelle, zieht unter dem Fußableger ein kleines Buch hervor.

Dies fand ich unter jenem Fußableger – ein Buch mit einem Zettel, einer Nachricht, einer Botschaft.

Alles in sonderbaren fremden Ziffern, doch nach und nach fand ich den Schlüssel. Zwei Namen waren die Codierung.

Eine Botschaft. Eine Prophezeiung.

Er nimmt mit Clemens auf dem kleinen Teppich Platz.

Sogar ein Datum ist genannt.

Ich möchte, dass du diese Botschaft kennst.

Er streicht den Zettel etwas glatt.

Zwei – so heißt es – werden über diese Schwelle gehen. Der eine kehrt zurück. Der andere nicht.

Clemens: Was heißt das, dass er nicht zurückkehrt?

Christopher: Das was es heißt: Er kommt nicht wieder.

Clemens: Und das Datum?

Christopher: Wart ab!

Hab ich den Code korrekt geknackt – dann ist es bald.

Wart ab und zweifle nicht: Schon bald geschieht es.

Dunkelheit

Zweiter Teil

Christopher sitzt wieder am Keyboard und spielt – er hat den Klang einer Orgel eingestellt, er spielt mit dröhnenden Akkorden.

Rubens kommt herein. Christopher bricht ab.

Rubens: *mit etwas geheimnisvoller Stimme* Hier, aus der Apotheke.

Er überreicht ihm ein kleines Päckchen und einen Zettel.

Ich hielt den Daumen über diese Stelle beim Rezept – die einzige, die doch die Fälschung leicht verraten hätte.

Christopher: *hat die Packung genommen.* Die kleine Packung... Die ist nicht genug.

Rubens: Soll ich ein zweites Mal -?

Christopher: Nicht jetzt. Geh später.

Er steckt die Packung ein.

Clemens tritt ein, von links.

Rubens ab nach rechts.

Clemens: Was ich dich fragen muss - : Du meintest sie?

Regine? Regine Portocelli? der große Star? die Frau des großen Regisseurs und Produzenten Portocelli?
Christopher: *kommt zu ihm, er zieht ein Foto aus der Jackettasche, betrachtet es, reicht es Clemens.*

Hier siehst du sie als junge Frau.

In ihrer ersten Bühnenrolle – fünfundzwanzig Jahre alt.

Das Foto täuscht nicht – sie war makellos, so wie man glaubt, dass nur ein Bild es sein kann. Makellos war jeder kleine Sommersprossenstern auf ihren Wangen. Makellos die kleinen Grübchen. Makellos die Muschel ihrer feinen schlanken Ohren.

Sie haben beide auf dem Teppich Platz genommen.

Jeder Blick von ihr ein sonnenheller makelloser Pfeil – tief bohrend, wenn er einmal traf.

Ich war der Mann an ihrer Seite.

Auch ich war schön. Ein gut gebuchter Bühnenheld mit guten Gagen, immer besseren.

Und gern besetzte man ein Stück, die großen Klassiker vor allem, mit uns beiden.

Wir feierten Triumphe.

Blicke ich zurück, erscheint mir diese Zeit – es waren nur zwei Jahre – wie ein großer Rausch. Ein Fest, das niemals endet.

Und hatte ich gebadet in der Liebe und im Beifall meines Publikums, dann brannte erst das wahre Feuer – im Liebesbett. Ein immer neues Liebesfest. Ich barst vor Glück.

Man hört im Hintergrund eine weibliche Stimme singen, virtuos, eine Arie.

Clemens: Als dich der Schlaganfall getroffen hatte, als du im Rollstuhl saßt – da hat sie dich verlassen?

Christopher: Sie hätte mich verlassen, meinst du?

Nein – so war es nicht.

Niemals Regine. Du verstehst nicht, wenn du so fragst. Verstehst nicht diese Art von Liebe.

Ich liebte sie so sehr, dass ich sie selber fort stieß – nach Monaten, die sie mich Schritt für Schritt begleitet hatte; in denen sie mit mir zu Anfang jedes neue Lebenszeichen feierte.

Sie wäre nie gegangen.

Ich sage: nie. Und weiß doch, dass es solch ein „Nie“ nicht gibt. Ich weiß, welch klirrend kalten Eishauch eine Zeit von Jahren, vielen Jahren hinterlässt, die alle Träume ausbleicht. Das harte Ticken einer Uhr kann mächtiger als jede Liebe sein.

Clemens: Du hast sie fortgestoßen -?

Christopher: Mit sanften Worten – wie es jemand tut, der liebt.

Mit sanften Worten erst, dann härter, zuletzt entschieden, hart und bitter.

Sie durfte dies nicht tun: ihr Leben an das eines Krüppels binden.

Welche Verschwendung! diesen Sarg mit mir zu teilen, in dem ich selbst begraben lag.

Sieh, was aus ihr geworden ist! Alles was kam und was sie wurde, gab mir Recht.

Clemens: So habt ihr euch getrennt?

Christopher: Nicht so mit einem Tag.

Sie kam noch oft.

Und ihre Küsse waren manchmal noch wie in den ersten Tagen unserer Liebe...

Sie kam und ließ mich hören, welche neuen Angebote ihr die Bühnen machten, unter welchen Rollen sie

wählen konnte; welche neuen Agenturen sie umwarben, nicht nur der Bühne, auch des Films; wie ihre Gagen kletterten... Denn all dies fragte ich, genau und im Detail, und sagte mir: Auch wenn es schmerzte, wenn es wie ein Pfeil in immer dieser gleichen Wunde war – es müsste dieses fremde Glück mein eigenes sein.

Es gab nicht diese Trennung: sie und ich.

Es gab, wie sonst doch immer, nur uns zwei.

Und was ihr widerfuhr - an Glück, an Glanz, an Ruhm – das widerfuhr auch mir.

Ich sah den neuen Mann an ihrer Seite – jenen berühmten Portocelli, den du nanntest...

Als ich sie fort stieß, stieß ich sie zu ihm. Ich wusste, dass es jener Mann war mit dem magischen Schlüssel, der ihr alle Türen öffnen konnte.

Dies war mein Glaube, mein Gebet – zu Gott, zu mir: sie so zu lieben, ohne jeden Schatten.

Ich wusste damals nicht, ob ich den Rollstuhl je verlassen könnte, wieder aufrecht stehen könnte ohne fremde Hilfe.

So sah ich zu, wie nun ihr Stern in immer neue Höhen stieg – und liebte sie dafür.

Ich sah, wie sie aus meinem Leben langsam sich entfernte – und liebte sie auch dafür.

Sie war frei.

Das Singen hat aufgehört.

Man hört nun das Spiel eines Saxophons.

Clemens: Und nun, so schreibt sie, wird sie dich besuchen kommen?

Wie lange habt ihr euch nicht mehr gesehen?

Christopher: Lange. Viele Jahre nicht.

Doch schrieben wir uns, dann und wann.
 Jedenfalls immer doch ein Weihnachts- ein Geburtstagsgruß.

Was sie so tat – ich las es in den Zeitungen, sie musste es mir nicht erzählen.

Anfangs schnitt ich die Artikel aus. Es waren viele.

Zu viele schließlich um sie noch zu sammeln.

Clemens: Und sicher will sie dich besuchen kommen -?

Rubens tritt wieder auf.

Auch das Singen beginnt wieder.

Zur gleichen Zeit spielt nun auch manchmal das Saxophon – wie zuvor seine ganz eigene Musik.

Christopher: Schau, dort kommt Rubens - unser Koch, gemeinsam mit Antonia und Dagmar.

Gleichzeitig ist es der Gelehrte unter uns. Er hat zwei Schränke voll mit Büchern – und hat sie alle auch gelesen!

Er macht eine Geste, sich zu ihnen zu setzen.

Acht Jahre lang war er im Kloster. Er hatte sich in einen Klosterbruder dort verliebt und folgte ihm.

Dann doch entschied er, dass er seiner Liebe zu Gott doch besser Ausdruck geben konnte, wenn er kochte und gute Speisen würzte – er ist ein Meister seines Fachs und unentbehrlich für die Gruppe.

Man hört jetzt streitende Stimmen.

Das auch beim Schauspiel: ein Naturtalent. Er spielt den Harlekin, er spielt den Hausverwalter, spielt den Boten. Er spielt allein ein ganzes Volk.

Wieder streitende Stimmen, heftiger.

Christopher erhebt sich.

Entschuldigt mich!

Ab nach links.

Clemens und Rubens sitzen nun auf dem Teppich nebeneinander.

Clemens: Wer ist es, der bis eben so gesungen hat?

Rubens: Das ist Alina. Sie war Sängerin. Auf großen Opernbühnen. Jetzt ist sie bei uns.

Clemens: Weißt du etwas von dieser Tür? *Er zeigt.*

Mein Bruder sagte -: irgendein Geheimnis...

Rubens: Ein Geheimnis?

Wenn du schon fragst: das gibt es, ja.

Doch eines, das ich nicht verstehe.

Clemens: Ein Zimmer... und es ist bewohnt?

Rubens: Ob es ein Zimmer ist, kann ich nicht sagen. Auch nicht, ob es bewohnt ist.

Obwohl es manchmal so den Anschein hat.

Clemens: Hat niemand nachgesehen?

Rubens: Die Tür ist zu. Verschlossen.

Clemens: Und ohne Schlüssel?

Rubens: Ohne Schlüssel.

Clemens: Und auch nicht aufzubrechen?

Rubens: Mit Gewalt?

Das würde niemand wagen.

Die streitenden Stimmen sind verstummt.

Man hört wieder das virtuose Singen.

Clemens: Ist es gefährlich?

Rubens: Das Sonderbare: Zweimal stand sie offen.

Clemens: Ganz offen? – Einfach so?

Rubens: Antonia und Carol haben es gesehen. Auch Christopher.

Ich selbst war nicht dabei.

Clemens: Was haben sie gesehen?

Rubens: Etwas das sie zutiefst bestürzt hat, sie erschreckt hat – so jedenfalls sagt Carol.

Antonia dagegen lächelt traurig und sonst schweigt sie.

Und Christopher verschweigt es auch.

Er äußert sich nur so im Allgemeinen. Weicht aus mit mathematischen und physikalischen Gedanken.

Clemens blickt ihn mit Neugier an.

Ich kann es nur mit meinen Worten wiedergeben.

Er redet von zwei Physikern und ihren Theorien eines Antiraums. Ein Gegenbild zu unserem – in umgekehrter Polung. Dabei soll es etwas so wie Durchgangstore geben – Energiekreuzpunkte, so wie kleine Schwarze Löcher.

Solch eine Tür, das meint er, könnte diese sein.

Clemens blickt ihn nur ratlos an.

Auch wenn ich viel habe gelesen – Bücher über Wissenschaft und Philosophen – was Christopher so redet über diese Physiker und ihre Theorien, das geht über meinen Kopf.

Es handelt sich um „Dimensionen“ – unsere und diese andre und den Wechsel zwischen beiden.

Clemens: Die Tür stand offen – und sie hat sich wieder selbst geschlossen?

Rubens: Ich sagte, ich war nicht dabei.

Jetzt ist sie wieder zu.

Gelegentlich hört man Musik von dieser Seite.

Ein Cello.

Ein ferner Chor.

Christopher spricht von einem Cellospieler, der einmal hier im Haus gewohnt hat. Er wechselte durch diese Tür. Er wechselte zur anderen Seite. Seitdem war er fort.

Clemens: Auch Carol, sagst du, hat etwas gesehen?

Rubens: Das frag sie selbst.

Mit etwas gedämpfter Stimme Doch frag sie, wenn sie nüchtern ist. Sie raucht an jedem Morgen ihren Joint.

Clemens: Sie raucht? Sie kiff??

Rubens: Jeder hier weiß es.

Auch Boris tut es dann und wann. Auch Urs. Christopher sieht nicht hin. Nicht so genau. Wenn sie sonst friedlich sind und weiter halbwegs klar im Kopf...

Die meisten hier im Haus sind traurige Gestalten. Gestrandete.

Du hörst Alina singen? Sie singt wie eine Göttin. Spielend klettert sie in alle Höhen.

Doch sie erträgt kein Publikum.

Clemens: Erträgt es nicht?

Rubens: Heimlich ersehnt sie es. Doch sie erträgt es nicht.

Frag alles andere sie selbst.

Antonia weint jede Nacht. Vier Kinder hat die arme Frau verloren, als sie Mutter war, bei einem Brand, man konnte keines retten.

Das dunkelste Geheimnis doch trägt Boris mit sich...

Clemens: Du sagst es mir?

Rubens: Zu dunkel...

Er selbst muss davon reden – oder nicht.

Christopher kommt zurück, mit einem Tablett auf dem er zwei Suppenteller hat, zwei gestrichene Brote und zwei Saftbecher.

Christopher: *setzt sich zu den beiden auf den Teppich, reicht Clemens einen Teller.* Nur eine warme Suppe. Aber lecker.

Zu Rubens Hol dir auch!

Clemens und Christopher beginnen zu essen.

Ich hoffe sehr, du störst dich nicht an meiner Sprache, die manchmal etwas altertümlich ist. Sehr wortreich und mit einer Neigung zum Pathetischen.

Ist man Theatermann wie ich, mit Fleisch und Blut, dann haben all die vielen Shakespeares, Schillers, Kleists und die Molieres tief ihre Spur und ihre Narben hinterlassen.

Bin ich im eigenen Rausch des Schreibens, reißt es mich oft mit. Und später dann, mit kühlem Kopf, doch streiche ich und kürze. War es immer doch genug gestrichen? genug gekürzt? Und hat man nicht im Kürzen jetzt den heimlichen Gesang vertrieben? die Poesie?

Man weiß es nie mit letzter Sicherheit. Und schaut den selbstgeschaffnen Wesen zu – mit Zweifeln und mit eigenem Erstaunen, sieht wie die leben, lieben, leiden.

Dagmar kommt mit ihrem schon halb leergegessenen Suppenteller dazu.

Wenig später auch Antonia.

Beide haben ein Schokoladenherz dabei.

Sie setzen sich, ein paar Meter entfernt, gleichfalls auf den Boden.

Christopher: Lange schon ist es her, dass ich die ersten Stücke schrieb. In diesen frühen Jahren glaubte ich, es sei die unbedingte Pflicht des Stückeschreibers, die Menschen zu verbessern, sie wachzurütteln, sie zum Guten aufzuwecken.

Man führt das Böse vor – in aller seiner Niedertracht und lässt es scheitern, wie ein Gott, ein guter Gott, der konsequent Gerechtigkeit erschafft. Oder man lässt den Guten straucheln und das Böse triumphie-

ren – und wirbelt so den Widerspruch der Menschen auf, in der Erschütterung und Empathie, die sie erfasst. Gleichgültig welches Schauspiel: Immer doch ergreifen wir Partei stets für den Guten, für den Helden. Es ist ein tief verwurzelter Reflex. Den Bösen und das Böse wollen wir vernichtet sehen, immer wieder. Sie sind chancenlos. Man muss es keinen Augenblick in Zweifel ziehen.

Auch Boris und Carol kommen mit ihren fast leergegessenen Tellern; und mit ihren Schokoladenherzen. Auch Rubens kommt wieder zurück.

Ich habe nachgedacht. Erschüfen wir Dramatiker die Welt, die wir beschwören – ohne Bösewichte, ohne Lumpenpack, ohne Intrige und Verbrechen, wir hungerten uns selber aus. Worüber schrieben wir, wenn gegen nichts mehr anzukämpfen wäre? nichts anzuklagen? Und für nichts zu appellieren? Das Schauspiel lebt von Licht und Dunkel, wie sie miteinander kämpfen, von Widerspruch, von Gut und Böse. Wer sie auslöscht, löscht das Schauspiel aus.

Auch Urs und Vincent treffen ein, nur noch mit ihren Schokoladenherzen, und lassen sich nieder.

Es gibt ein weiteres Problem: Die Menschen, in der überwiegend großen Zahl, sind gut. Nicht schlecht. Man muss sie nicht zum Guten animieren. Jedoch betreiben sie – nicht alle, doch in wieder großer Zahl – ihr Gutsein so verbissen und zuletzt in solchem Wahn, dass sie das Böse tun. Der Kreuzritter, der loszog, um die Heiligen Stätten von den Heiden zu befreien, tat dies mit heiligem, mit bestem Herzen – und hinterließ auf fremdem Boden eine Spur von Blut, ein Feld von Leichen: Männer, Frauen, Kinder unter-

schiedslos hingemordet – im Dienst der heiligen Sache, im Dienst an Gott.

So zieht durch die Geschichte sich ein Strom von Blut, den die Gerechten zapften aus den Adern der geschmähten Ungerechten - die selbsternannten Gott-Gerechten, die das Morden, wie roh und grausam auch, zum Gottesdienst bestimmten.

Da ziehe ich ein kleines Gutsein vor – ein feines Lächeln und ein gutes Wort im rechten Augenblick und manchmal eine gute Tat. Nie aufgeregert und nie in großer Wallung. Gutsein ist leise. Der klare Blick, das fein gestimmte Ohr – das sind die besten Helfer, wenn wir gut sein wollen.

Sein Teller und der von Clemens sind leer gegessen, gegessen sind auch die Brote.

Christopher zu den anderen, die umher sitzen

Gleichfalls aufgeessen?

Auch die Schokoladenherzen?

Einige kauen noch an den Herzen. Doch alle Teller sind leergegessen.

Christopher erhebt sich.

Es ist so weit.

Ein nächstes Schauspiel.

Wechselt die Kostüme!

Alle erheben sich. Verschwinden hinaus.

Christopher folgt zunächst.

Dann kehrt er noch einmal auf den Teppich zurück.

Christopher: Was ich dir vorher schon verraten will...

Das nächste Stück:

Es spielt in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Es spielt in jeder Zeit. Genau in ihrer Mitte.

Ein Spiel um Macht und Ohnmacht.

Die Macht der Mächtigen und ihre Ohnmacht.
 Die Ohnmacht aller Machtlosen – und ihre Macht.
 Es zeigt die Schwachen und ihr blindes, stumpfes
 Denken.

Es zeigt die Starken und den Glanz des Ehrens und
 des Guten. Wie dies Gutsein blendet und die Ver-
 blendung Schrecken und Verheerung schafft, maßlo-
 se Grausamkeit.

Und wie Gerechtigkeit nur aus sich selber kommt:
 aus einem Geist, der furchtlos ist und sich nicht bre-
 chen lässt.

Der Titel diesen zweiten Schauspiels:

„Das Spiel vom Sohn des Mächtigen Propheten“.

Er erhebt sich.

Ich selber werde diesmal eine Rolle übernehmen –
 nur eine kleine: den ersten und den zweiten Boten.
 Für manches Schauspiel fehlt es uns an Personal. So
 spiel ich beides, beides mit Nuancen anders und mit
 anderer Kopfbedeckung.

Auch wo uns Männer fehlen, müssen wir uns dann
 und wann behelfen. Was wieder leicht getan ist: Eine
 Frau ist schnell in einen Mann verwandelt - mit Bart,
 mit Helm und Kriegeruniform. Spricht sie dann noch
 mit herber dunkler Stimme, merkt es niemand.

Er geht los. Kehrt noch einmal um.

In einer dritten kleinen Rolle bin ich ein Gefangener,
 wehrlos, in einen Käfig eingesperrt mit noch zwei
 anderen, von Folterknechten zugerichtet...

Erschrick nicht, lieber Bruder, wenn du mich dort
 siehst. Alles ist nur Theaterschminke. Kein Tropfen
 Blut ist echt. Das musst du denken.

Doch denk es wieder nicht zu sehr. Ein bisschen gru-

seln soll es dich durchaus. Fühl es bis an den Punkt,
wo dich der wohlige Schrecken packt.

Nicht weiter! Doch den Schrecken und das Gruseln,
das dich anrührt – das fühle schon.

Dafür doch spielen wir.

Er entfernt sich hinter die Bühne.

*Dagmar kommt hinter dem Vorhang hervor. Sie ist
bereits verkleidet als junge Regentin, die sie gleich
spielen wird. Sie trägt einen königlichen Umhang und
eine Krone.*

Clemens: *betrachtet sie* Schön siehst du aus.

Dagmar: Das meinst du wirklich?

Schön?

*Sie reagiert mit einer kleinen Verlegenheit. Doch
zugleich genießt sie es. Sie dreht sich, mit einer be-
mühten leicht koketten Eleganz.*

Ich spiele die Regentin.

Clemens: *nickt anerkennend*

Dagmar: Eine noch junge Herrscherin, die fast nichts
spricht.

Eine Gebieterin mit dummen Untertanen, die selber
dumm ist. Dumm und auch nicht schön.

Nicht schön. Nicht klug.

*Von rechts wird von Urs und Boris ein Thron hereinge-
geschoben, etwa in die Mitte der Bühne.*

*Kurz darauf bringen sie zwei „Marmorbänke“, die sie
rechts und links neben dem Thron abstellen.*

*Dann noch eine dritte Bank, die etwas mehr vorn ih-
ren Platz findet. Alle Bänke sind ohne Lehne.*

Dagmar hat sich zu Clemens auf den Boden gesetzt.

Du solltest diesen jungen Mann – der ankommt dort

in dem Hospiz, dem Haus der Schwarzen Sonne – spielen.

Du bist so schön! Genau wie man es sein muss für die Rolle.

Sie sucht einen Moment intensiv den Blickkontakt, dann senkt sie wieder die Augen.

Glaubst du, dass du mich lieben könntest?

Clemens, ein wenig irritiert, richtet jetzt seine Blick prüfend auf ihr Gesicht.

Sie merkt es. Dreht sich etwas fort.

Nein – bitte schau nicht so genau auf mein Gesicht.

Die Aknenarben, diese kleinen – das ist die Theatermaske.

Und auch das Kinn, das kleine flache – ich leg es nach dem Spielen einfach ab.

Sie wagt wieder den Blickkontakt.

Sie spürt die Augen von Clemens prüfend auf ihrem Gesicht.

Plötzlich legt sie ihm sanft den Finger auf den Mund.

Sag nichts!

Liebe braucht Zeit. Liebe muss wachsen.

Man kann sie nicht erzwingen.

In meinem Herzen doch – da wächst sie schon.

Erneut ein tastender scheuer Liebe-suchender Blick, der aber rasch wieder zum Boden gleitet.

Ein tiefer zweifacher Gongschlag kündigt das nächste Schauspiel an.

Es treten auf: Boris und Urs, in schwarzen Anzügen und mit blauen Umhängen. Sie spielen zwei Minister am Hof der Regentin. Einer nimmt rechts, einer nimmt links auf der Bank neben dem Thron Platz.

Im Weiteren treten zwei Wachen ein, mit Helm und in Kettenhemd, jeder mit einer Lanze bewaffnet. Es sind Antonia und Carol. Beide tragen einen Bart und haben dunkel geschminkte Brauen. Sie nehmen Platz auf der vorderen schmucklosen Bank.

Sie beginnen ein Kartenspiel.

Der Thron bleibt leer.

Von fern sind Gesangsübungen einer Sängerin zu hören: Das eintönige Auf und Ab der hierfür bekannten Dreiklangssprünge – Terz, Terz und Quart zur Oktave und wieder zurück, dann die Wiederholung in Moll, daraufhin das ganze um einen Ton nach oben versetzt.

So verstreicht eine Zeit.

1. Minister (Boris): Zum Gähnen jeder Tag! Er gähnt.

2. Minister (Urs): Zum Gähnen! Auch er gähnt.

Wieder eine längere Pause.

1. Minister: Kein Aufstand.

Nicht einmal ein kleiner Aufruhr.

2. Minister: Zum Gähnen.

1. Minister: Kein Feind in Sicht.

Nicht einmal eine Kriegserklärung.

2. Minister: Zum Gähnen. Zum Verzweifeln.

Der eine der beiden Wachposten wirft triumphierend drei Karten aus.

1. Wachposten (Carol): Dies ist mein Stich!

2. Wachposten (Antonia): reagiert überrumpelt, beginnt ungläubig die Karten nachzuzählen.

1. Wachposten: Dein Haus - es ist per du.

Ein nächstes Spiel -?

Werbend Wenn du gewinnst – dein Haus gehört dir wieder.

2. Wachposten: *willigt schließlich ein, ein Nicken*

1. Wachposten: Was ist dein Einsatz?

2. Wachposten: *beugt sich zu ihm, flüstert ihm etwas ins Ohr.*

1. Wachposten: Hast du ein Bild von ihr?

2. Wachposten: *sucht in seiner Tasche, zieht schließlich ein kleines Bild hervor, reicht es dem anderen.*

1. Wachposten: Nicht übel... Sie ist hübsch.

Auch jung?

Der andere reagiert mit einer unbestimmten Geste.

Er lässt sich das Bild zurückreichen.

Die zwei beginnen ihr nächstes Kartenspiel.

Wieder hört man die stereotypen Gesangsübungen.

1. Minister: Das waren Zeiten!

2. Minister: Das waren Zeiten!

Noch zu Zeiten meines Vaters: Jedes Jahrzehnt ein neuer Waffengang. Mal nur ein Aufruhr irgendwo in den Provinzen. Mal eine Schlacht, ein blutiges Gemetzel irgendwo an einer Grenze.

Mal ein versuchter Staatsstreich. Mal ein kleiner oder großer Überfall auf einen Nachbarstaat.

1. Minister: Das waren Zeiten! Ganz zu schweigen von den Vätern unserer Väter!

2. Minister: Ich habe seine Hoheit Edukan gewarnt, nach seinem Tod den Thron mit seiner Tochter zu besetzen.

Sie versteht nichts vom Regieren. Vom Kriegeführen.

1. Minister: Nichts vom Regieren, nichts vom Kriegeführen.

2. Minister: Sie hat das Herz von einer Feldmaus.

1. Minister: Den Verstand von einem Wellensittich.

2. Minister: Geist und Verstand von einer Mücke.

1. Minister: Die Grazie von einer Fledermaus.

2. Minister: Von einer Motte.

1. Minister: Sie ist dumm. Ein dummes Mädchen.

2. Minister: Dumm und hässlich.

Man hört das Singen.

1. Minister: Ihre Kammerzofe singt.

Er verdreht die Augen.

Auch der 2. Minister verdreht die Augen.

Die beiden Wachen haben wieder ein Spiel beendet.

1. Wachposten: Gewonnen! Deine Frau gehört mir.

Gib mir gleich auch das Bild!

2. Wachposten: *zieht das Bild wieder hervor, betrachtet es, schüttelt dann entschieden den Kopf.*

1. Wachposten: Was willst du mit dem Bild, wenn du sie doch nicht mehr behalten kannst?

Er will es ihm fortziehen.

2. Wachposten: *reißt es zurück, steckt es ein.*

1. Wachposten: Ein nächstes Spiel?

2. Wachposten: *zögert, signalisiert dann doch Zustimmung.*

1. Wachposten: Was setzt du diesmal ein?

2. Wachposten: *flüstert dem ersten wieder ins Ohr.*

1. Wachposten: Ein Bild von diesem Mädchen?

2. Wachposten: *schüttelt den Kopf.*

1. Wachposten: Lass...! Wenn es die Tochter ist, dann ist sie nicht ganz hässlich.

Blutjunge Mädchen... meine Leidenschaft!

Er mischt. Teilt erneut die Karten aus.

Man hört die Gesangsübungen der Kammerzofe.

Der Hofnarr tritt ein. Er wird von Rubens gespielt.

Er trägt das typische Harlekinkostüm eines Hofnarren. Er hat eine kleine Mandoline bei sich.

Er nimmt zunächst an der Seite auf dem Boden Platz.

1. Minister: Gäbs wenigstens am Hof mal wieder einen handfesten Skandal!

2. Minister: Eine Intrige.

1. Minister: Nicht diese Eintagsfliegen von Skandalen, nicht diese billigen Skandälchen.

2. Minister: Ein blutiges Duell.

1. Minister: Ein blutiges Duell.

Wenn – meinetwegen - auch ein Blutvergießen ohne Tote.

2. Minister: Kein Toter?

1. Minister: *denkt neu nach, wiegt den Kopf.*

2. Minister: *handelnd* Nicht ein einziger?

1. Minister: Gut – meinetwegen auch ein Toter.

Doch keine Scheinduelle. Keine Scheinintrigen ohne Biss.

Eine Intrige von Format.

2. Minister: Keine Scheinintrigen, die die Erwartung und den Anspruch eines königlichen Hofes beleidigen.

1. Minister: Zum Gähnen!

2. Minister: Zum Gähnen! zum Verzweifeln!

Der erste der beiden Wachposten springt auf.

1. Wachposten: *triumphierend* Erneut mein Stich! Ich habe sie – ich habe deine Tochter!

2. Wachposten: *dreht prüfend die Karten auf der Bank.*

Du betrügst!

Er springt ebenfalls auf, beginnt auf den anderen Wachposten einzuschlagen.

Es droht eine handfeste Rauferei.

Doch der 2. Wachposten lenkt ein.

Ein neues Spiel!

Doch diesmal mische ich die Karten.

Der Hofnarr greift seine Mandoline und beginnt zu singen.

Hofnarr: Der Mittwoch fragt den Donnerstag:

„Was es wohl morgen Neues geben mag?“

„Viel Neues! Plaudern, Tanz und gutes Essen.
Krokant und Sahnehäubchen nicht vergessen.“

Der Freitag fragt den Samstag dann:

„Was steht an Neuigkeiten an?“

„Sehr gute Speisen, Plauderein, ein Tänzchen.
Mit den Ministern ein Regierungskränzchen.“

Der Sonntag fragt den Montag:

„Ist morgen wohl ein Schontag?“

„Nein. Montags warten Plauderein und gute Speisen
und zwei Minister, die gern reisen.“

Ein Bote tritt ein, eine Mappe unter dem Arm.

Wie angekündigt wird er von Christopher gespielt.

Bote: Wo ist die Regentin?

Ich muss sie dringend sprechen.

1. und 2. Minister: *sehen sich an* Die Regentin?

Die Regentin?

1. Minister: Wahrscheinlich ist sie noch bei der Garderobe.

So früh am Tag schon eine Nachricht?

Bote: Es ist dringend und von höchster Wichtigkeit.

2. Minister: *mit einem Vorschlag* Wir rufen nach der Zofe.

*Er geht ab nach rechts. Man hört ihn gegen eine Tür
klopfen und rufen. Zerabella.*

Der Hofnarr setzt sein Lied fort.

Hofnarr: Der Dienstag fragt den Mittwoch nun:

„Was gibt es morgen neu zu tun?“

„Sehr viel! Sehr viel! Es wird dich überraschen:
Kuchen und Wein aus gut gefüllten Flaschen
und viele andere Heldentaten:

Trüffel und Kaviar und Braten.“

Jeden Tag Kuchen, jeden Tag Braten und Wein –
was könnte schöner sein?

Schlaf ein, lieber Hofstaat, schlaf ein!

Die Regentin, von Dagmar gespielt, und ihre Kammerzofe Zerabella, gespielt von Alina, erscheinen.

Beide kommen sichtbar in Eile, mit flatternden Schleiern und Umhängen, Zerabella mit einem Schminktäschchen.

Es folgt eine zweite Zofe, mit verschleiertem Gesicht. Zusätzlich hält sie das Gesicht immer wieder mit einem Fächer verdeckt. Sie bewahrt etwas Abstand zum Thron. Es ist Mirella.

Die beiden Wachposten sind blitzschnell aufgesprungen, stecken die Karten fort und nehmen mit hochgestellten Lanzen Seite an Seite links neben dem Thron Aufstellung.

Die Regentin grüßt in die Runde. Nimmt auf dem Thron Platz. Zerabella hat ihre Arbeit des Schminkens an der Regentin noch nicht ganz beendet und setzt sie fort, während die Regentin schon auf dem Thron sitzt.

Die Regentin: zum Boten Eine Botschaft?

Ich höre!

Bote: *nach einer Verneigung* Mustari – der Eroberer, wie er genannt wird – ist in zwei Provinzen eingefallen. Unserer Männer fanden keine Zeit zum Widerstand. Er kam in schwarzer Nacht mit seinem ganzen Kriegsheer und besetzte alle Städte.

Regentin: Kein Widerstand -?

Sie winkt den 1. Minister heran. Beugt sich zu ihm,

berät sich flüsternd mit ihm.

Sie richtet sich wieder gerade auf. Dann sollen sie jetzt kämpfen, auf der Stelle!

Bote: Zwecklos. Der größte Teil der Männer ist bereits entwaffnet.

Die meisten gaben – angesichts der Übermacht – freiwillig alle Waffen ab.

Regentin: *winkt jetzt den 2. Minister zu sich, beugt sich gleichfalls zu ihm, berät sich wieder flüsternd.*

Dann fordern wir den Rückzug – oder –

Sie weiß den eben abgesprochenen Satz nicht weiter.

2. Minister: *ergreift für sie das Wort, spricht mit Pathos*

- oder alle Cords der königlichen Garde wie die Soldaten aller anderen Provinzen rücken aus und werden sie zermalmen.

1. Minister: Sie rücken aus, bewaffnet an die Zähne, und stampfen sie in Grund und Boden.

Regentin: *während ihre Blicke, Zustimmung suchend, nach rechts und links schweifen* Mustari, der feindliche Eroberer, befindet sich auf unserem Terrain und muss es augenblicklich wieder räumen.

2. Minister: Augenblicklich! Die Regentin kennt sonst keine Gnade.

1. Minister: Räumt er nicht, wird er es schon in Kürze schwer bereuen.

2. Minister: In Kürze!

Die beiden Minister besprechen sich jetzt flüsternd untereinander.

Bote: Das also ist die Botschaft, die ich weiterleiten soll?

Regentin: *wieder schweifen ihre Blicke zunächst fragend nach rechts und links.*

Dies richte aus.

In meinem Namen und im Namen aller meiner Untertanen.

Der Bote zögert noch zu gehen.

1. Minister: Möglich, natürlich, wäre auch ein Friedensangebot.

2. Minister: In Anbetracht der Macht und Stärke dieses Feindesheers -

1. Minister: Vermutlich mehrfach stärker als das unsrige...

2. Minister: Ein Friedensangebot... Natürlich nicht zu jedem Preis.

1. Minister: Nicht kampflös. Doch mit Augenmaß.

2. Minister: Ein Angebot mit Staatsräson. Wir geben zwei Provinzen ab. Es bleiben uns noch drei.

Der Bote ist inzwischen abgegangen.

Er läuft plötzlich dem Boten hinterher, ruft. He – Bote! Eine Frage noch: Welche Provinzen sind es?

Er kommt schließlich mit der gewünschten Information zurück. Burkur und Trankadon.

Dann steht er eine halbe Tagesreise weit entfernt bereits vor unserer Residenz.

Das heißt: Wir müssen handeln.

1. Minister: Ja! Handeln wir!

Wieder rücken beide zusammen und besprechen sich flüsternd.

Auch die beiden Zofen haben inzwischen begonnen, sich flüsternd untereinander auszutauschen.

2. Minister: Ein Friedensangebot – es wäre angesichts der Lage –

1. Minister: Der großen Übermacht und auch der nahgerückten Front –

Erneut besprechen sie sich flüsternd.

Die Regentin verfolgt das weitere Gespräch mit unsi-

cher rollenden Augen, immer etwas ängstlich geduckt.

2. Minister: Wir geben zwei Provinzen ab – doch nicht die beiden, die er jetzt besetzt hat.

Wir tauschen sie – gegen zwei andere.

1. Minister: Ein sehr geschickter Schachzug, Majestät.

Wir schlagen Kandor vor und Medalon.

Das schafft uns zwei rebellische Provinzen – die es doch früher lange waren – und ihre Landesherrn vom Hals. Die Landesherrn dort sind keine guten Untertanen, Majestät. Ihr seht es ebenso, das wissen wir.

Hofnarr: *ist ein Stück an den Thron herangetreten, auf der Rückseite seine Mandoline ist ein großer runder Spiegel befestigt, den er gelegentlich in Richtung der Regentin hält.*

2. Minister: Bleibt damit die Verwaltung unserer wieder frei geräumten kleineren Provinzen – Burkur und Trankadon.

1. Minister: Die beiden alten Landesfürsten haben schändlich ihre Pflichten der Verteidigung vergessen.

2. Minister: Man sollte diese Posten neu besetzen.

Sie besprechen sich flüsternd.

Auch die Zofen flüstern miteinander.

1. Minister: Ich schlage meinen jungen Neffen vor. Ein kluger Kopf. Die Staatsräson und auch der Weitblick eines Landesherrn sind ihm angeboren. Dazu ein Kämpferherz.

2. Minister: So wie sich dies auch sagen lässt für meinen zweiten Sohn.

Für den vakanten Posten eines Landesherrn gibt es keinen besseren.

Und meinen Vetter – ebenso ein exzellenter Kopf –

seh ich an seiner Seite als Berater und Finanzverwalter.

Erneut besprechen sie sich flüsternd.

1. Minister: Mit einem Vetter kann ich gleichfalls dienen.

Sogar mit zweien. Beide ein Muster adliger Erziehung – in der Erscheinung adlig wie in der Gesinnung.

Ein zweiter Bote tritt ein. Wieder ist es Christopher, nur mit etwas anderer Jacke und anderer Kopfbedeckung.

Man nimmt zunächst keine Notiz von ihm.

Regentin: mit irritierten Blicken auf den Hofnarren Was tut der Hofnarr dort mit seinem Spiegel?

Hofnarr: *verneigt sich* Nur meine Pflicht als Hofnarr, Majestät.

Er verneigt sich wieder. Man sagte mir, ich redete zu viel.

Also - was soll ich tun?

Es ist die erste Pflicht des Hofnarren, seit Jahrhunderten, den Herrschenden den Spiegel vorzuhalten.

Die Herrschende in diesem Falle, Majestät, sind Sie!

Er hält ihr mit eleganter Verneigung erneut den Spiegel hin.

2. Minister: Ein zweiter Bote, Majestät, ist eingetroffen.

2. Bote: *nach rascher Verneigung* Majestät – Gefahr!

Die allerhöchste! Mustaris Truppen – ganze Heere gut gerüsteter Soldaten – marschieren auf die Residenz zu.

Regentin: Auf meine Residenz?

2. Bote: So ist es, Majestät.

Vereinzelt gibt es Widerstand.

Regentin: Meine Soldaten kämpfen?

2. Bote: Vereinzelt.

Doch der Widerstand – er ist nicht nennenswert.

Regentin: *winkt beide Minister zu sich, mit ängstlich rollenden Augen, bespricht sich mit ihnen flüsternd.*

1. Minister: Man sollte ihn befragen, was er vorhat.

2. Minister: Es könnte sein, was auch die Absicht seiner anderen Eroberungen war: wie diese Völker uns zu unterwerfen.

1. Minister: Uns zu bekehren.

Wieder besprechen sich beide flüsternd.

2. Minister: Er breitet überall, so heißt es, seine Botschaft aus: die große Botschaft des Propheten.

In der Tat – das heißt Gefahr für uns.

Sie besprechen sich.

1. Minister: Wenngleich ich denke: So ein Feldzug einzig für den Glauben, die Worte des Propheten, die er predigt – da ließe sich verhandeln...

2. Minister: Ein bisschen Glauben mehr, ein bisschen weniger...

Plötzlich ist Kampfgeschrei vernehmbar, das Zischen einer Kanonenkugel.

Der 2. Bote entfernt sich.

1. Minister: Es scheint, er ist schon nah...

Die Regentin blickt ängstlich um sich.

Kampfgeschrei. Wieder das Zischen von Kanonenkugeln.

Bei meiner Ehre, Majestät: Wir stehen zu Euch. Keiner Eurer Untergebenen wird Euch verlassen.

Das Kampfgeschrei rückt näher.

Erneut das Donnern einer abgefeuerten Kanone.

Der 1. Minister macht sich davon.

Ab nach rechts.

2. Minister: Bei meiner Ehre, Majestät, ich bin an Eurer

Seite!

Kampfgeschrei.

Er macht sich davon. Ab nach links.

Die Regentin und ihre Zofen tauschen ängstliche Blicke. Auch die Zofen wollen gehen. Sie zögern noch.

Der Hofnarr springt heran.

Er trägt den zweiten Teil seines Liedes vor.

Während er singt, werden auch die zwei Zofen verschwinden. Dann auch die beiden Wachen.

Unverändert Kampfgeschrei, das Zischen von Kanonenkugeln.

Hofnarr: Und tatsächlich: Der Hofstaat er schlief,

schlief sanft und selig und tief.

Und als sie alle so schliefen,
da kroch ein Traum aus den Tiefen.

Der hatte eine struppige Mähne,
der hatte Krallen und scharfe Zähne.

Er kroch heran mit geschwellter Brust,
die Augen funkelnd von böser Lust.

Und er sang von tollkühnen Taten,
von wappengeschmückten Soldaten.

Der sang von Kanonen und Pulverdampf,
der sang von Aufruhr und Chaos und Kampf.

Der sang von Sterben, von Tod und von Blut.
Schlaf gut, lieber Hofstaat, schlaf gut.

Er ist mit der Regentin allein zurückgeblieben.

Der Kampflärm ist in gefährliche Nähe gerückt.

Er nimmt die Mandoline unter den Arm, verneigt sich.

Es wäre ratsam, Eure Majestät, Ihr brächtet Euch so
wie die anderen in Sicherheit.

Zwei „feindliche Wachen“ stürmen herein.

Es sind wieder die beiden schon bekannten Wach-

posten. Doch tragen sie jetzt einen anderen Helm und andere Lanzen. Der Helm schimmert messingfarben, die Lanze ebenfalls. Außerdem tragen beide ein rotes Halstuch.

1. Wache: *Wo ist die Regentin?*

Hofnarr: *hat sich vor dem Thron genau vor sie gestellt, so dass er sie, die Arme ausbreitend, ganz verdeckt.*

Die Regentin?

Schon auf der Flucht.

Hier sucht er sie umsonst.

Die Wachen stürmen wieder hinaus.

Der Hofnarr wendet sich erneut an die Regentin.

Meine Empfehlung, Majestät: Verkriecht Euch irgendwo in einem fernen Zimmer. Und legt die Krone ab. Und alles, was Euch königlich erscheinen lässt.

Nehmt eine Küchenschürze, ein Kopftuch und Pantoffeln. Schmiert Euch Asche ins Gesicht!

Regentin: *nimmt die Krone ab, mit verängstigten Blicken, erhebt sich, sie legt die Krone auf dem Thron ab.*

Läuft davon. Ab nach rechts.

Hofnarr: *greift die Krone und nimmt Platz auf dem Thron.*

Er dreht die Krone in seinen Händen, setzt sie sich schließlich auf.

Er dreht die Mandoline um, besieht sich im Spiegel.

Wieder stürmen die beiden Wachen herein.

Fanfaren erschallen.

Der Hofnarr springt auf und verkriecht sich hinter dem Thron.

Die beiden Wachen nehmen auf der linken Seite in strammer Haltung Aufstellung.

Es tritt ein, von rechts, unter einem Baldachin: Musta-

ri. Er trägt ein einfaches weißes knöchellanges Gewand und um den Hals eine große goldene Schärpe. Seine Kopfbedeckung ist eine eng anliegende goldene Mütze. Er wird gespielt von Vincent.

Den Baldachin tragen seine beiden Schreiber und „Schriftgelehrten.“ Auch sie erscheinen in langen weißen Gewändern und mit den etwas bizarren schwarzen Kopfbedeckungen von Gelehrten. Beide führen unter dem linken Arm Schreibtafeln mit sich. Sie werden gespielt von Alina und Mirella. Alina trägt diesmal einen gezwirbelten Oberlippenbart. Das Gesicht Mirellas ist verschleiert.

Mustari durchmisst mit seinen Blicken den Raum. Dann nimmt er würdevoll auf dem Thron Platz.

Wieder Fanfarenklänge.

Er macht eine Geste, den Baldachin abzusenken.

Eine zweite Geste zu den Schreibern fordert diese auf, ihre Schreibtafeln hervorzuholen und zu schreiben.

Mustari: Alle Kirchen dieses Heidenvolks sind zu zerstören.

Die beiden Schreiber, rechts und links stehend, notieren es auf.

Errichtet werden überall die Tempel des Propheten.

Auf allen öffentlichen Plätzen hängen die Gebote des Propheten aus.

In allen Schulen werden nur die Bücher des Propheten noch gelehrt.

Er winkt die beiden Schreiber heran, um ihre Tafeln zu kontrollieren.

Plötzlich fällt sein Blick auf den Hofnarren, der sich links zu den beiden Wachen gestellt hat.

Mustari: Und wer bist du?

Hofnarr: *verbeugt sich* Der Hofnarr, Herr Mustari.

Rechter Untertan und linker Untertan: *korrigieren flüsternd*
Mustari der Erhabene.

Hofnarr: *verbeugt sich nochmals* Mustari der Erhabene.

Verbeugt sich Hiermit verneig ich mich, im Namen aller Unerhabenen. Felix, der Hofnarr.

Mustari: *macht eine Geste zu seinen Wachen* Fort mit ihm.

Hofnarr: Ihr schickt mich fort?

Ich biete meine Dienste an.

Mustari: *erstaunt über diese Dreistigkeit des Widerspruchs, deshalb doch neugierig* Welche Dienste?

Hofnarr: Die klugen Dienste jedes klugen Hofnarrn: die einer täglichen Beratung.

Mustari: Beratung?

Hofnarr: *verbeugt sich* Sehr wohl. In Staatsgeschäften, bei den höfischen Empfängen...

Vor allem doch muss ich die Herrschenden erinnern.

Mustari: Erinnern?

Hofnarr: Dass sie das Lachen nicht vergessen.

Mustari: Das Lachen?

Er blickt im Kreis seiner Untertanen umher, gebieterisch, so belustigt wie mit majestätischem Gehabe.

Lächerlich! Ich sollte lachen.

Vor Gottes Angesicht, dem unbegreiflich Hoch-Erhabenen, schweigt alles Lachen.

Zu den Wachen, jetzt mit schärferem Ton Schickt ihn fort!

Hofnarr: *entwindet sich dem Zugriff einer der Wachposten, der ihn greifen will, springt auf die andere Seite, verneigt sich wieder.*

Ein Missverständnis, großer Herrscher mit dem Na-

men des Erhabenen.

Es geht nicht darum, über andere und anderes zu lachen – die große Schöpfung Gottes.

Manchmal vielleicht die kleinen Schöpfungen... Denen wir oft gerechter werden doch mit einem Lachen, als dass wir uns erregen und erzürnen.

Doch mein ich ein ganz anderes Lachen:

Das Lachen über sich!

Mustari: Das Lachen über --?

Hofnarr: Über sich selbst.

Ein höchst geschickter Schachzug: Man lacht und lächelt über sich – bevor die anderen lachen.

Meine Dienste schließen ein: dass ich für jeden Herrschenden ein Spiegel bin, zur rechten Zeit.

Ein eingewöhntes langes ungeschicktes Ohrenkratzen *er zeigt es* – ich spiegele es ihm zurück. Die vielen kleinen Gesten eingewöhnter Eitelkeiten – die zeigt mein Spiegel.

Es profitiert in hohem Maß davon, der es erkennt und nutzt.

Mustari: *dessen Geduld sich langsam erschöpft* Fort mit ihm!

Wieder greift ein Wachposten den Hofnarr. Der reißt sich aufs Neue los, springt wieder zur anderen Seite.

Hofnarr: Ich sage: Keine Macht besteht auf Dauer, die nicht das Lachen und das Lächeln einschließt.

Das Lachen über sich geht allen anderen voran. Wer es erlernt hat, lacht nicht über andere. Er lacht mit ihnen. Ein Lachen ohne Spott. Das Lachen eines freien Mitgefühls, herzlich und sanft zugleich.

Man wird ihn lieben, wird ihn ehren.

Mustari: *spottend* Zu Machterhalt und Ehrerbietung willst

du mich beraten -?

Hofnarr: Und da Ihr Gott ins Spiel gebracht habt, den Erhabenen: Ich seh ihn nirgends klarer als im Lachen: im Kinderlachen, im Lachen des Gesichts des Bräutigams, der seine Braut küsst, im Lachen einer Mutter, die ihr Kind wiegt.

Das Lachen – es ist der schönste Teil in Gottes weiter Schöpfung. Es ist die Sonne über allen Schöpfungen – die Sonne tief in den Geschöpfen selbst. Es ist ihr Sinn, die Kraft des Lebens in der schönsten Offenbarung.

Wieder will ihn der Wachposten greifen, wieder entreißt er sich.

Ich seh es überall – das große und das kleine Lachen Gottes: auf einer Morgenwolke, im Tau der Gräser in der Frühe, im Lächeln eines Sees, der Wellen kräuselt; ich höre es im Wind.

Und wie es Menschen gibt in ihren vielen tausend Rollen, die sie spielen, und wie es Schauspiel gibt – so gibt es mich den Hofnarrn.

So unerhaben ich auch sein mag unter Gottes hohem Antlitz: ein Teil, ein winzigkleiner, dieses Schauspiels bin auch ich.

Wer könnte mich daraus verbannen?

Mustari: *mit nun fast brüllender Stimme* Schafft ihn fort!

Die Wachposten greifen den Hofnarren und schleppen ihn fort.

Auf einmal wird von rechts ein breiter Wagen hereingeschoben – es befindet sich ein großer Gitterkäfig darauf. Geschoben wird er von einem dunkel blickenden bärtigen Mann mit kahlem Kopf. Er trägt eine

Lederkleidung mit schmiedeeisernen Verzierungen in der Form von Eisenstacheln, in seinem Gürtel steckt eine Peitsche: Es ist der „Wahrheitsdiener“ Mustaris – ein Folterknecht.

Er wird gespielt von Boris.

In dem Gitterkäfig sieht man zwei Gestalten – beide von der Folter übel zugerichtet. Der eine, mit nacktem Oberkörper und mit einem Stirntuch, steht dennoch aufrecht. Er wird gespielt von Urs. Der andere hält sich kniend mühsam an den Gitterstäben aufgerichtet. Es ist Christopher. Neben ihm liegt eine mit einem grauen Laken zugedeckt Gestalt, gekrümmt und völlig reglos.

Die beiden Wachen sind wieder auf ihre Plätze zurückgekehrt.

Mustari: Was ist mit diesem dritten, der dort liegt?

Folterknecht: Ein Mann, der Aufruhr schürte überall in der Provinz.

Wir schnitten sieben seiner Rippen auf und strangulierten ihn.

Das hat der Mann nicht überlebt.

Mustari: Verscharrt ihn!

Die Wachen wollen zum Wagen und die Leiche fortschaffen.

Mustari winkt ab. Später.

Was ist mit den zwei andern?

Folterknecht: Auch sie Rebellenführer aus den zwei Provinzen.

Sie verhielten sich lästerlich und unbeugsam.

Mustari: Lästerlich?

Folterknecht: Sie wollten die Worte des Propheten, des allwissenden, nicht anerkennen.

Den einen *er zeigt auf den Knienden* konnten wir in-
zwischen allerdings bekehren.

*Er stößt den Mann an; der zeigt nur noch schwache
Körperreaktionen.*

Er bekennt sich zu den Worten des Propheten.

*Erneut stößt er den Mann an – eine Aufforderung zu
reden. Der doch stößt nur röchelnde Laute hervor.*

Mustari: *wendet sich an den Aufrechtstehenden* Wie ist
dein Name?

Der Rebell: Tarin.

Mustari: Tarin.

Deine Provinz, so weißt du, ist in meiner Hand.

So eilen meine Truppen siegreich jetzt von Land zu
Land, nichts hält sie auf.

Und werden weiter eilen.

Gott der Allmächtige führt meine Heere an. Dass
nichts sie aufhält, niemand sie besiegen kann, ist der
Beweis.

Was gab dir, kranker Narr, den Glauben ein, den
Wahn: dich Gottes Allmacht in den Weg zu stellen?

Er macht ein Zeichen zu dem Folterknecht.

Wahrheitsdiener – tu deine Pflicht!

*Der schlägt mit seiner mehrsträngigen Lederpeitsche
durch das Gitter auf den Rebellen ein.*

*Dieser krümmt sich kurz. Doch er bleibt aufrecht – in
der Pose einer Heldengestalt.*

Durch den Propheten, den von Gott Berufenen, hat
der Allwissende gesprochen.

Jeder, der reinen Herzens ist und der die Stimme
seines Inneren vernimmt, weiß, dass dies Wahrheit
ist.

Millionen meiner Untertanen haben dies erkannt. Mil-

lionen irren nicht. Noch weniger irrt Gott.
 Behauptest du, Gott könne irren?
Wieder ein Wink zum Folterknecht.
Der schlägt erneut mit der Peitsche.
 Prophetenwort – es ist nicht Menschenwort.
 Prophetenwort ist ehernes Gesetz.
 Prophetenwort ist Weisheit und ist Güte.
 Gott, der Allmächtige, macht uns ein neues Angebot:
 für immer alles Kriegen, alles Streiten zu beenden.
 In einem großen Friedensreich, das alle Völker eint.
 Zerstörung und Verheerung der vergangenen Jahr-
 tausende – sie haben eine Wurzel: die Blindheit und
 Zerstrittenheit der Völker.
 Ihr Streben nur nach eigener Macht.
 Sie brachten Tod und Elend, maßlos.
 All dies läuft nun, dank Gottes großer Güte, auf ein
 Ende zu.
 In Gottes großem Friedensreich verstummen alle
 Waffen.
 In den Geboten des Propheten, des erhabenen, ver-
 brennt die Gier, verbrennen die Gedanken von Besitz
 und Macht, von Raub und Eigennutz.
Ein drittes Mal ein Wink zum Folterknecht.
Erneut schlägt die Peitsche.
 Noch einmal deinen Namen.

Der Rebell: *ungebrochen* Tarin.

Mustari: Tarin – auch dir gab Gott die Freiheit, dich in Ein-
 sicht selbst zu beugen.

Du hast es nicht genutzt.

Nutzt du es jetzt?

Der Rebell: *steht unbeweglich.*

Er spannt die Lippen – ein innerer Kampf.

Er schüttelt den Kopf.

*Der Folterknecht ist währenddessen abgegangen,
nach rechts.*

Mustari: Gut.

So lassen wir den höchsten Richter selber sprechen.
*Der Folterknecht kommt mir einem glühenden Eisen
zurück.*

Mustari spricht ihn an. Wenn du ihn blenden sollst –
dann gebe ich ein Zeichen.

Er blickt einen Moment stumm zu Boden.

Nein, blenden wirst du ihn in dieser Stunde nicht.

Er wird im Wissen sterben, dass Gott, der durch mich
spricht in diesem Augenblick, gesiegt hat.

Und unbesiegbar bleibt.

Gott ist nicht grausam. Aber streng und unnachgiebig,
wenn er die Verirrten auf den rechten Weg des Guten
und des klaren Lichts zurückführt. – Was wiegt der
Schmerz von Feuer und von Stahl, wenn er das inne-
re Auge öffnet und die verirrte Seele aus der Dun-
kelheit erlöst?

Doch kann Er viele Wege wählen, wenn er den Verirr-
ten wieder in Sein Licht zwingt.

Er wendet sich an die beiden Schreiber.

Die Becherprobe!

Ihr wisst, was ihr zu tun habt.

Die beiden Schreiber nicken und entfernen sich.

Der Folterknecht öffnet den Gitterkäfig.

Der Rebell darf heraus steigen.

Mustari wendet sich wieder an ihn.

Schau her auf mich!

Ich selbst erfülle meinen Gottesdienst: *Er hebt die
rechte Hand.* Ich reinige die Hand, die seinen Werken

dienen soll, in strenger Zucht.

Die Hand, die ich hier zeige: Sie berührt kein Weib.
Und keinen Becher Wein. Kein Fleisch. Nichts was
dem Gaumen schmeichelt.

Ich selber muss der strengste Zuchtherr meines Vol-
kes sein – gegen mich selbst.

Ich rufe Kado, meinen Wahrheitsdiener!

*Er macht ein Zeichen zum Folterknecht und streckt
wieder die rechte Hand aus.*

*Der Folterknecht schlägt mit der Peitsche darüber –
kraftvoll, mit lautem Knall.*

Dies war nur eine schwache Probe.

*Er hebt die linke Hand – dabei erneut ein Zeichen
zum Folterknecht.*

Der schlägt ein zweites Mal zu.

Schon besser.

*Er streckt nun erneut die rechte Hand aus – für einen
dritten Peitschenschlag.*

Der knallt mit Wucht.

Mustari hebt wie im Gebet den Blick.

Ich danke dir, Gott du allmächtiger, dass du mir Rei-
nigung gewährst im Schmerz.

*Inzwischen haben die beiden Schreiber einen kleinen
runden Tisch hereingetragen, auf dem im Kreis ange-
ordnet zehn Becher stehen – ein elfter in der Mitte.*

*Es folgt ihnen eine alte Frau, gebeugt wie eine Hexe,
die zwei Krüge in der Hand hält. Es ist die „Giftmi-
scherin“, gespielt von Dagmar.*

Mustari wendet sich wieder direkt an den Rebellen.

Was siehst du?

Zehn Becher und ein elfter.

Zu einem seiner Schreiber Zeigt ihm, was sie können!

Der Schreiber reicht den in der Mitte stehenden Becher dem zweiten der Wachposten, der von Antonia gespielt wird.

Es ist die deutliche Aufforderung zu trinken.

Der Wachposten trinkt – wenige Sekunden später schwankt er und bricht unter Krämpfen zusammen.

Er liegt tot am Boden.

Er war ein Gläubiger! In diesem Augenblick schon tritt er in den Himmel der Verheißung ein: die schönsten Jungfrauen empfangen ihn und anmutsvolle Knaben; kein Hungern und kein Dürsten, sein Tisch ist reich gedeckt.

Zehn Becher nun.

Fünf sind gefüllt mit Gift – dem Gift, das du in seiner Wirkung kennst.

Ich biete dir die Probe an:

Wir trinken Zug um Zug aus jedem Becher, den wir greifen.

Unsre Bedingungen sind gleich.

Schau auf die Becher: nicht das kleinste Zeichen wirst du finden, das den einen von dem andern unterscheidet. Nichts.

Uns unterscheidet nur: dass Gott in meiner Hand wirkt, wenn ich wähle – meiner gereinigten. Greift sie, dann greift auch Gott.

Der Tisch wird bis an den Thron getragen.

Ich habe diese Probe sechsmal schon bestanden.

Und werde immer wieder sie bestehen.

Versagte meine Hand, dann hieße dies: Gott hat mir seinen Schutz entzogen. Mir – seinem Ersten Diener, seinem treuesten Kämpfer.

Wie könnte Er das tun!

Mit jeder neuen Probe mehrts mein Ruhm sich.
 Ich gebe selbst mich als Beweis. Das ist, wofür mich
 meine Untertanen lieben und verehren. Keine Scho-
 nung - die ich mir selbst gewähre.

In mir ist Gott. Und Gott kennt keine Furcht.

Er greift den ersten Becher.

So auch der Rebell.

*Sie trinken, Schluck für Schluck, jeder den andern mit
 den Blicken fixierend.*

Sie greifen jeder den zweiten Becher.

Trinken, Auge in Auge.

*Sie greifen den dritten Becher – nur noch einer kann
 jetzt der Becher ohne Gift sein.*

Sie trinken.

Plötzlich: Mustari schüttelt sich.

Sein Gesicht verzieht sich unter Krämpfen.

Er bleibt völlig lautlos dabei.

Er bricht zusammen.

Er hängt leblos über die rechte Lehne des Throns.

Ein Raunen geht durch den Thronsaal.

Der Rebell: *blickt sich um, noch benommen, unschlüssig
 was er tun soll.*

Er sieht den anderen Gefangenen im Käfig winken.

Er geht zu ihm.

Der zweite Rebell: *Steig auf den Thron! Es ist dein Au-
 genblick.*

Das Gute, Helle hat gesiegt.

Die Finsternis ist überwunden.

Nun kannst du alles wenden.

*Er reicht ihm ein zweites Laken, das im Käfig liegt
 und das sich der andere über die nackten Schultern
 legen soll.*

Die beiden Schreiber haben Mustari aus dem Thron gehoben, in großer Bestürzung, und auf den Boden gelegt.

Sie horchen sein Herz ab. Angestrengt versuchen sie, ihn wiederzubeleben.

Doch Mustari zeigt kein Lebenszeichen mehr.

Der Rebell folgt den Worten des andern. Er legt sich das Laken um die Schultern, in Ersatz eines königlichen Mantels, und nimmt auf dem Thron Platz.

Der Rebell: Befreit!

Die Finsternis, das Joch der Unterdrückung ist besiegt!

Ich rufe einen neuen Gott aus: Freiheit!

Alle fallen vor ihm zu Boden: die beiden Schreiber, der Folterknecht, der erste Wachposten, auch die „Giftmischerin“.

Der Rebell bemerkt es zunächst mit Verwirrung.

Der Hofnarr tritt wieder ein.

Was willst du?

Hofnarr: Dich warnen.

Der Rebell: Warnen? Vor wem?

Hofnarr: Vor dir.

Vergiss dies Wort nicht, das du eben sagtest: Freiheit.

Und glaube keinem hier, der vor dir niederkniet, um Gottes Stimme und sein neues Machtwort aus dir zu vernehmen.

Der Rebell: Was willst du sagen – alter Narr?

Dass Gott aus mir nicht sprechen könnte?

Hofnarr: Verkünde nicht Sein großes Friedensreich.

Errichte nur ein kleines Reich der Menschen. Mit Tanz und Lachen. Mit gerecht verteilter Mühe.

Der Rebell: Und wenn es anders wäre?

Wenn Gott doch spricht aus mir?

Sein Auftrag ist: Befreiung. Ist: Gerechtigkeit.

Ich werde dies, wie Losungsworte, in die Völker tragen.

In alle, die doch leben in Bevormundung und Unrecht.

Es erfasst ihn zunehmend ein Rausch.

Ich höre Gott. Die Botschaft ist nicht Frieden. Sie ist Kampf.

Er sagt: Zertritt die Ungerechten und zermalmte sie!

Welch wundervolle Kraft durchströmt mich bei den Worten!

Dies wäre nicht die Stimme Gottes?!

Ihr Knienden – die ihr euch sehnt, der Stimme Gottes nah zu sein –

Hier spricht sie! nun die wahre! einzige!

Durch die Gruppe der Knienden geht ein Raunen.

Einige beginnen, ehrfürchtig die Hände zu heben.

Plötzlich geht ein heftiges Flackern über die Bühne.

Dann erfolgt ein Knall.

Die Bühne versinkt in Dunkelheit.

Alle Schauspieler springen auf.

Der Thron wird umgestoßen.

Mit dem plötzlichen Lachen einer Komödiantengruppe verschwinden die Schauspieler hinter den Vorhang.

Vom Keyboard kommt kurz darauf Musik – zunächst ein paar dröhnende Akkorde, dann eine lebhaft Polka.

Christopher hat dort wieder Platz genommen und spielt.

*Es beginnt **DAS LIED VOM ZAUBERBECHER.***

Es wird wieder hell – und alle Komödianten stürmen herein in ihrer bekannten Kostümierung.

Sie bewegen sich salopp zu der Polka.

Der Thron in der Mitte ist umgeworfen.

Der Tisch ist ohne Becher.

Rubens, weiterhin in seinem Narrenkostüm, und mit ihm Antonia tragen ein Tablett mit einem großen Kuchen herein.

Sie setzen ihn auf dem Tisch ab.

Antonia verschwindet noch einmal und kommt mit einem Tablett voller bunter Pappbecher zurück.

Sie stellt das Tablett mit den Bechern auf dem umgestürzten Thron ab.

Alle anderen beginnen auf einmal geschäftig im Kreis zu gehen.

Weiter hört man die Polka, etwas gedämpft.

Rubens: *Kuchen schneidend* Wir backen! Wir backen!

Antonia: Den herrlichsten Kuchen.

Rubens: Will niemand kommen und ihn versuchen?

Antonia: *steht bei den Bechern, ordnet sie nochmals etwas Zauberkuchen und Zaubersaft.*

Rubens: *tritt zu ihr, hebt einen der Becher.*

Ein Zaubersaft voller Zauberkraft.

Alle laufen weiter geschäftig im Kreis.

Er betäubt nicht und trübt nicht die Blicke.

Sie werden nur klar jetzt und weit sein.

Er löst die inneren Stricke.

Ihr müsst nur bereit sein.

Ketten und Stricke werden entzwei sein.

Ihr werdet tanzen und frei sein.

Was für ein Tausch!

Es ist der herrlichste Rausch!

Niemand beachtet ihn, wie es scheint.

Christopher: *erhebt sich an seinem Keyboard, klatscht in die Hände – eine Unterbrechung, alle bleiben stehen. Er wendet sich an Clemens.*

Lieber Bruder – ich habe es nicht angekündigt:

„Das Lied vom Zauberbecher.“

Boris und Urs verschwinden hinter den Vorhang.

Das Preislied kürzen wir an dieser Stelle ab.

Ein Trank mit Wunderkräften – doch kein platter Rausch. Schon gar kein Gift.

Ein Trank, der jeden, der ihn trinkt, in Tanz versetzt. Gleich siehst du es!

Wir bieten ihn den Leuten an, die zuschaun, wenn wir auf der Straße spielen.

Er setzt sich wieder ans Keyboard.

Begleitet die folgenden Sätze mit einem Parlando – melancholisch perlende Tonfolgen.

Ein Zaubertrank, durch den die Welt zurückkehrt in ihr altes Funkeln – wie wir es als Kinder wahrgenommen haben.

Er schmilzt das falsche Glas von unseren Augen, das uns die Welt in Grau erscheinen lässt. Ein Trank, der uns befreit von der Benommenheit des Grauen und Alltäglichen.

Boris und Urs erscheinen wieder – Boris in der schwarzen Robe eines Anwalts, Urs in einem grauen Anzug, mit grau gepuderten Haaren.

Es entfernen sich Vincent und Alina hinter den Vorhang.

Die sonst Verbliebenen, Dagmar, Carol und Mirella, stehen als Dreiergruppe am Rand im Gespräch.

Christopher spielt leise wieder die Polka.

Alles Folgende rollt schwungvoll ab und im größten Tempo.

Rubens: Dort kommt ein Junger und ein Alter.

Ah – der Herr Anwalt, wenn ich mich nicht irre.

Und neben ihm, der mit den Haaren Wirre,
der Insolvenzverwalter.

Es stellt sich beiden mit einem gewinnenden Lächeln in den Weg.

Willkommen! Sie sind eingeladen!

Eine Minute Rast – es wird nicht schaden.

Er zeigt auf das Tablett mit den Bechern.

Hier kosten Sie – ein guter voller Becher.

Er zeigt Und Kuchen dort für jeden unserer Zecher.

Antonia reicht dem „Anwalt“ lächelnd einen Becher

zu. - So wird sie es im Folgenden bei allen anderen Besuchern machen.

„Anwalt“: greift den Becher.

Lassen Sie eilig mich vorbei.

Ich muss zurück in die Kanzlei.

Er trinkt.

Muss Akten sichten, Paragraphen.

Schon seit zwei Wochen hab ich kaum geschlafen.

Gleich wartet auch die Presse.

Und dann zwei weitere Prozesse.

Kaum dass ich etwas esse.

Er trinkt den Becher leer.

„Insolvenzverwalter“: *gespielt von Urs, hat gleichfalls den angebotenen Becher gegriffen und trinkt.*

Mein werter Herr! An allen Ecken brennt's.

Schon wieder eine neue Insolvenz.

Konkurse Tag und Nacht und jede Stunde.

Er leert seinen Becher.

Gewiss begrüße ich Sie gleichfalls gern als Kunde.

Er reicht Rubens sein Visitenkärtchen.

Sie rufen an – bei abgestürzter Kasse.

Ich komme und verwalte die verbliebene Masse.

Beide, „Anwalt“ und „Insolvenzverwalter“, greifen einen zweiten Becher.

„Anwalt“: Keine Zeit! Keine Zeit!

„Insolvenzverwalter“: Keine Zeit!

Tut uns leid! Tut uns leid!

„Anwalt“: Tut uns leid!

Beide, inzwischen sehr gut gelaunt, trinken.

Sie entfernen sich mit den Bechern nach links.

Es treten auf durch die Mitte: Vincent, als „Professor“ und Alina, als „Lehrerin“.

Der „Professor“ ist der typisch vertrottelte Herr, mit Drahtbrille und wirren Haaren. Die „Lehrerin“ erscheint in strengem Outfit: mit Dutt und Brille.

Carol und Mirella entfernen sich hinter den Vorhang.

Rubens: zu Antonia Wer kommt als nächstes dort? Schau hin!

Der Herr Professor! Die Frau Lehrerin!

Wieder stellt er sich ihnen lächelnd in den Weg, mit einer Verneigung.

Wir dürfen Sie willkommen heißen?

Hier gibt es was zu trinken und zu beißen!

Unverändert hört man die Polka.

„Professor“: *macht eine bedauernde Geste, gleichzeitig greift er den Becher.*

Keine Zeit! Keine Zeit!

„Lehrerin“: Tut uns leid! Tut uns leid!

Auch sie greift den Becher. Beide trinken.

„Professor“: Mein Arbeitspensum, Tag und Nacht, ist hart:

Weltformeln – und in dieser Art
noch viele weitere Geschichten...

„Lehrerin“: Und ich muss unterrichten.

Addieren, substrahieren, dividieren, konjugieren,
deklinieren, strukturieren, muss diktieren, buchsta-
bieren, korrigieren.

Damit die Lümmel etwas lernen.

*Antonia hat beiden einen zweiten Becher zuge-
streckt. Auch diesen greifen sie und trinken.*

Rubens: Nehmen Sie Ihre Lümmel einfach an die Hand
und bringen sie hierher an diesen Stand!

„Lehrerin“: Ein netter Spaß! –

Ich muss mich jetzt entfernen.

*Währenddessen sind links an der Seite wieder er-
schienen: der „Anwalt“ und der „Insolvenzverwal-
ter“. Beide haben noch immer ihren Becher in der
Hand. Sie tanzen lebhaft zu der Polka.*

*Der „Professor“ und die „Lehrerin“ verschwinden
mit ihrem zweiten Becher links zur Seite.*

*Es treten auf durch die Mitte: der „Minister“ und seine
„Sekretärin“.*

*Es sind: wieder in einer Männerrolle Carol als „Minis-
ter“ und Mirella als „Sekretärin“.*

Rubens: Was sehe ich? Dort ist er -:

Mit seiner Sekretärin der Minister.

*Er stellt sich beiden in den Weg, wieder gewinnend
lächelnd, mit Verneigung.*

Bevor Sie raschen Schritts vorübereilen –
hier ist ein Anlass zu verweilen.

„Minister“: Herr, mein Kalender, ich versichere Ihnen,
ist platzend voll mit wichtigen Terminen.

Die „Sekretärin“ nickt heftig.

Der „Minister“ nimmt den Becher und trinkt.

Gleich eine Sitzung mit dem Kabinett.

Dann Staatsempfänge. Ein Bankett.

Auch die „Sekretärin“ greift den Becher, trinkt.

Eine Fabrikbegehung und in einer Lücke
ein Grußwort zur Eröffnung einer Brücke.

Mit einem Bürgerforum diskutieren.

Kaum komme ich noch zum Regieren.

Die „Sekretärin“ nickt wieder heftig.

*Der „Anwalt“ und der „Konkursverwalter“ ver-
schwinden tanzend nach rechts.*

*Die Musik hat gewechselt. Christopher spielt am
Keyboard nun einen schwungvollen Walzer.*

*Es erscheinen wieder von links: der „Professor“ und
die „Lehrerin“. Sie tanzen gemeinsam und mit elegan-
tem Schwung Walzer.*

Rubens: Keine Zeit? Keine Zeit?

„Sekretärin“: Keine Zeit! Keine Zeit!

*Beide, „Minister“ und „Sekretärin“, haben ihren Be-
cher geleert und greifen einen zweiten.*

„Minister“: Tut uns leid! Tut uns leid!

„Sekretärin“: Tut uns leid! Tut uns leid.

Beide entfernen sich nach links.

*Es tritt auf, durch die Mitte: der „General“, von Bo-
ris gespielt. Er erscheint in einer reich mit Orden
bestückten Uniform.*

Der „Professor“ und die „Lehrerin“ tanzen Walzer.

Rubens: wieder zu Antonia Schau dorthin! Dieser Blick
aus Stahl!

Antonia: Wer sieht es nicht? Es ist der General.

Rubens: verneigt sich Herr General, wir heißen Sie will-
kommen!

Antonia hebt einladend wieder einen Becher.

An diesem Tag schon was zur Brust genommen?

„General“: Ein guter Trunk ist ganz gewiss nicht zu verachten... *Er greift den Becher.*

Doch schlag ich gerade ein paar Schlachten.

Er trinkt. Als General darf ich es nicht versäumen, die Feinde aus dem Weg zu räumen.

Er trinkt den Becher leer, greift einen zweiten.

Bedenken Sie, es gäbe keine Kriege mehr.

Wer noch vernichtet dann das Feindesheer?

All meine tüchtigen Soldaten

dürsten nach Heldentaten,

nach Kriegen und nach Siegen,

nach Schießen, Feinde-Spießen, Blutvergießen.

Er leert den zweiten Becher.

Rubens: So hat ein jeder seine eigene Vernunft. –

Dort kommt noch jemand von der gleichen Zunft.

Inzwischen ist aufgetreten: der „Imperator“, von Urs gespielt. Er trägt ein Kettenhemd und das typische Römerröckchen, um seine Stirn hat er einen Silberkranz aus Lorbeerblättern.

„Imperator“: Sie sehen mich und sind verwundert?

Bin ich doch nur aus einem anderen Jahrhundert.

Mit großer Pose Sie sehen einen Imperator -:

ein viel gerühmter Triumphator.

Er greift einen Becher. Trinkt.

„General“: *hat inzwischen einen dritten Becher gegriffen; er reagiert mit offener Abneigung.*

Aus einem anderen Jahrhundert sind Sie?

Beiseite Ein grober Kerl ist er. Ein Rindvieh.

„Imperator“: *wieder mit großer Pose*

Ein Trank für Götter und für Potentaten!

Hier aufzutauchen war ich gut beraten.

Ich ordere, Sie hören meine Worte,
gleich tausend Stück von dieser Sorte.

Er macht mit gestreckter Hand eine befehlende Geste.

*Der „Professor“ und die „Lehrerin“ verschwinden
Walzer tanzend nach rechts.*

„General“: Der Trank ist gut. Doch jetzt ruft meine Pflicht.

Es wartet die Gemeinde meiner Feinde.

Von selbst vernichten sie sich nicht.

Ab nach links.

Der „Imperator“ trinkt ein zweites Glas.

Die Musik hat wieder gewechselt.

Christopher spielt am Keyboard einen Tango.

*Von links tanzen herein: der „Minister“ und seine
„Sekretärin“. Beide tanzen Tango.*

*Durch die Mitte tritt auf: der „Pastor“, von Dagmar
gespielt. Sie trägt schwarze Pastorenkleidung, mit
Kappe und Kreuz.*

Der „Imperator“ ab nach links.

Rubens: Ah – wen schickt uns der Himmel dort?

Der Pastor selbst ehrt diesen Ort.

Sich dem „Pastor“ in den Weg stellend.

Herr Pastor, einen Schluck – Sie werden staunen.

Wer davon trinkt, der hört die Engel raunen.

„Pastor“: Mein werter Herr, Ihr Angebot in Ehren.

Doch hab ich gerade zwei Sünder zu bekehren.

Er greift den Becher. Trinkt.

Was tun sie ohne mich? Die Hölle wartet - gnadenlos

öffnet sie finster ihren Schoß.

Es folgt der „Kardinal“, gespielt von Vincent, in weißem Kardinalgewand.

Rubens: zu Antonia Schau her – dort folgt der Kardinal!
Herr Kardinal – er zeigt – ein Becher steht zu Ihrer Wahl.

Er verneigt sich. Die Ehre wäre groß!

„Kardinal“: *heiter* Da seh ich wahrlich kein Problem.

Ehrt unsre Kirche einen guten Tropfen doch seit ehedem.

Er greift zu. Trinkt.

Noch immer spielt die Tangomusik.

Der „General“ erscheint wieder von links. Er macht, stampfend und doch mit einer gewissen Eleganz, ein paar Tangoschritte.

Gott liebt die Narren, heißt es, und die Kinder.

Er liebt die fröhlichen Sünder.

Er leert den Becher.

Erlauben Sie, dass ich gleich einen zweiten nehme?

Er greift den zweiten Becher. Trinkt.

Er liebt es, wenn die Herzen warm sind

und alle die, die geistig arm sind.

Auch der „Pastor“ wagt nun, einen zweiten Becher zu greifen.

Der „Minister“ und seine „Sekretärin“ sind Tango tanzend rechts zur Seite verschwunden.

Die Musik wechselt plötzlich: in einen temperamentvollen lateinamerikanischen Salsa.

Der „Imperator“ erscheint wieder von links.

Er und der General tanzen Salsa.

Der Kardinal hat seinen zweiten Becher geleert.

Ganz wunderbar! Ich greife einen weiteren.

Er greift einen dritten Becher. Trinkt.

Doch nun gilt mein Interesse
im Dom der Heiligen Messe.
Er wendet sich zum Gehen.

Rubens: Ich wünsche einen guten Tag noch, einen heiteren!

*Der „Pastor“ und der „Kardinal“ ab nach links.
Der „General“ ist zur rechten Seite fortgetanzt.
Es bleibt, den Becher in der Hand, der Salsa tanzende „Imperator“.*

Durch die Mitte tritt auf: der „Gangster“. Es ist, erneut in Männerkleidung, Carol - in schäbigem Mantel und mit schwarzer Binde über dem rechten Auge, ein Brecheisen und einen Schweißbrenner in der Hand.

*Rubens macht eine grüßende Geste.
Hier kommen Sie – auf einen guten Schluck!
Ein guter Tropfen und kein Muckefuck.*

1. „Gangster“: *bedauernd* Tut mir leid. Tut mir leid.

Rubens: Keine Zeit? Keine Zeit?

1. „Gangster“: *greift zögernd den Becher.*

*...Betrunken wird die Arbeit schwierig.
Gewiss bin ich nach einem Schluck begierig.
Er trinkt..*

Es erscheint ein zweiter „Gangster“. Es ist wieder Boris, der sich schnell gleichfalls einen schäbigen Mantel umgehängt hat und ein Brecheisen mit sich führt. Er blickt missbilligend.

2. „Gangster“: Wir müssen weiter, Sie erlauben?

*Wir müssen gerade eine Bank ausrauben.
Der „Imperator“ tanzt zur rechten Seite davon.
Die Musik wechselt. Man hört, dezent und gezähmt, ein Menuett, mit Cembaloklang gespielt.*

Es treten wieder auf: der „Pastor“ und der „Kardinal“. Sie tanzen gemeinsam Menuett.

Der 2. „Gangster“ greift gleichfalls einen Becher.

Die Zeiten – sie sind schwer, das Geld ist knapp.

1. „Gangster“: *greift einen zweiten Becher, trinkt gleich.*

Machen wir heute reiche Beute,

geben wir gern auch etwas ab.

2. „Gangster“: *Ein Bankraub, so wie jedes Handwerk, will gekonnt sein.*

Werden wir heute reiche Leute,

wird unser Leben rasch besonnt sein.

1. „Gangster“: *greift einen dritten Becher, wendet sich zum*

Gehen. Wünschen Sie uns vor allen Dingen

ein gutes fröhliches Gelingen!

Die beiden „Gangster“ ab nach links.

Noch immer Menuettspiel und Menuettanz von „Pastor“ und „Kardinal“: mit gemessenen Bewegungen und immer wieder mit artiger Verbeugung.

Es treten auf durch die Mitte: der „Polizist“ und die „Polizistin“. Der „Polizist“ wird gespielt von Urs, der noch immer sein Römerröckchen trägt, doch rasch in die Jacke einer Polizistenuniform geschlüpft ist; die „Polizistin“, in adretter Uniform, von Alina.

Rubens: *Und Sie? Sie möchten einen Augenblick verweilen?*

„Polizist“: *Wir sind im Dienst und auf der Jagd nach Strolchen.*

Da heißt es sich beeilen.

Er greift einen Becher. Trinkt.

Rubens: *So haben Sie schon einen solchen?*

„Polizistin“: *Sie meinen einen Strolch? Noch keinen.*

Doch wir – wir finden immer einen.

*Sie greift gleichfalls einen Becher und trinkt.
Der „Pastor“ und der „General“ entfernen sich Me-
nuett tanzend nach rechts.*

Die Musik wechselt: in einen Reggae.

„Polizist“: Gewiss, an manchen Tagen ist es etwas trübe.
Kein Gangster, kein Verbrecher. *Er trinkt.*

„Polizistin“: Kein Messerstecher.

Nur ein paar kleine Taschendiebe. *Sie trinkt.*

„Polizist“: Ein Säufer und ein Ampelsünder.

Zwei unerlaubte Heilsverkünder
die auf verbotenen Plätzen predigen.

„Polizistin“: All dies ist pünktlich zu erledigen.

Beide greifen einen zweiten Becher.

*Es tanzen zu der Reggae-Musik herein von links:
die beiden „Gangster“.*

„Polizist“: Doch immer gibt es Gauner, Gangster, Säufer
und Chaoten. –

Im Dienst zu trinken ist verboten.

Wer sich dran hält, ist selber dumm.

Man dreht sich um,
bevor man schluckt
und guckt.

*Er blickt sich um. Er bemerkt die tanzenden
„Gangster“ nicht.*

„Polizistin“: Dann kann auch nichts passieren. –

Ich darf ein drittes Mal probieren?

Sie nimmt einen dritten Becher.

„Polizist“: *nimmt gleichfalls einen dritten Becher.*

Das lobe ich mir: eine Pause so wie diese.

Sich nicht erwischen lassen - das ist die Devise.

„Polizistin“: Doch uns erwischt man nie!

Sie blickt sich gleichfalls um.

Sie bemerkt die beiden „Gangster“.

Die beiden Gangster – sind das Sie?

1. „Gangster“: *weiter tanzend* Das sind wir – ja. Doch sollte man uns loben:

Den Bankraub haben wir auf Morgen nun verschoben.

„Polizistin“: Gangster sind sie nach eigenem Bekenntnis...

„Polizist“: Dann haben wir Sie abzuführen!

Wir bitten um Verständnis!

„Polizistin“: *zieht Handschellen hervor, kommt näher.*

Nicht rühren!

2. „Gangster“: *gleichfalls weitertanzend* Doch nicht an diesem Tag, zu dieser Stunde.

Sie sehn, wir tanzen gerade eine Runde.

Morgen da wäre es geeignet.

„Polizist“: Zwei Gangster... Keiner von den Kerlen hat's geleugnet...

Er zieht gleichfalls Handschellen hervor.

Rubens: *mischt sich ein.*

Wenn ich mir die Bemerkung hier erlauben darf:

Sie sind auf Gauner und auf Schurken scharf
und jagen sie und wollen sie bekämpfen.

Doch muss ich Ihren Stolz hier dämpfen.

Bedenken Sie, es gäbe diese nicht –

nicht einen schlechten, keinen Bösewicht:

Ihr Polizeidienst wär per du

und sinnlos alle Jagd- und Liebesmüh.

Ich wage deshalb vorzuschlagen,

auch einmal Dankeschön zu sagen.

Der „Polizist“ und die „Polizistin“ sehen sich an.

Dann nicken sie sich zu.

„Polizist“ und „Polizistin“: *singen gemeinsam*

Wir danken allen Schurken, allen Bösen,
dass sie vom Nichtstun uns erlösen
und so kein Mann erkrankte
im tatenlosen Dösen.

Wir sagen danke, danke, danke!

*Die Musik wechselt zurück zur Polka des Anfangs.
Der „Polizist“ und die „Polizistin“ beginnen jetzt
gleichfalls zu tanzen.*

*Auch der „Pastor“ und der „Kardinal“ erscheinen
wieder.*

Auch Mirella kommt zurück.

Alle tanzen zur Polka.

Auch Rubens und Antonia tanzen.

Christopher: *spielt etwas gedämpfter; an Clemens ge-
wandt Du verstehst -?*

In Wirklichkeit ist alles Tanz.

Dann wenn wir wirklich sind und leben –
dann tanzen wir.

Manchmal erstarren wir in einem ungeweinten
Schmerz, in Müdigkeit.

Oder erstarren in der Hektik einer Jagd - nach ei-
nem Ziel, das uns in Bann hält.

Wir fallen aus dem Tanz.

Er spielt immer leiser, hört schließlich auf.

Oder verlieren uns in dunklen Tänzen.

In dunklen Tänzen und in falschem Rausch. Im
Rausch der schwarzen Strudel kalter Schrecken.

*Mit einem lauten Krachen schlägt plötzlich die Tür
auf.*

Dahinter flackerndes Licht.

Dumpf orgelnde Sturmgeräusche.

Alle erstarren augenblicklich in ihren Bewegungen.

Die Tür schlägt wieder zu, wieder krachend.

Dann öffnet sie sich erneut.

Ein Sturm fegt in den Raum, mit schrecklichem Orgelton.

Alle sinken auf die Knie.

Christopher springt auf – läuft zur Tür.

Mit aller Macht schlägt er sie wieder zu.

Stellt sich mit dem Rücken davor, mit in Anspannung erstarrtem Gesicht.

Die Sturmleute werden leiser, schließlich verstummen sie ganz.

Christopher macht eine elegante Verneigung.

Das war es – unser Lied vom Zauberbecher.

Machen wir eine Pause.

Er sieht auf seine Uhr.

Es ist später Abend.

Gehen wir schlafen. Unsre zwei letzten Spiele spielen wir am nächsten Vormittag.

Gut ausgeruht. Nach einem guten Frühstück.

Dies ist mein Vorschlag. Stimmen alle zu?

Kein Widerspruch.

Alle erheben sich nach und nach. Gehen hinter die Bühne.

Clemens: *hängt noch mit verschreckten Blicken an der Tür. Was war das?*

Christopher: *Ein Geheimnis...*

Von dem ich offen sprach schon gleich nach deiner Ankunft.

Dies Haus, dies alte und geheimnisvolle, kannst du nicht verstehen ohne diese Türe...

Den vollen Schrecken hast du eben nur geahnt.

Den Schrecken und das Wunder. Das Geheimnis.

Ich habe dich bekannt gemacht mit dem Orakel.

Morgen ist der Tag.

Wir werden wissen, was sich hinter dieser Tür verbirgt.

Plötzlich schwankt er.

Er fasst sich an den Kopf – sichtbar unter großen Schmerzen.

Er sinkt auf die Knie, immer noch die Hände auf die Schläfen gelegt.

Er sinkt ganz auf den Boden. Liegt regungslos.

Clemens: *berührt ihn sanft.* Christopher – was ist das?

Steh auf!

Er bückt sich zu ihm. Schüttelt ihn etwas.

He Christopher – steh auf.

Christopher: *bewegt sich wieder, rappelt sich wieder in eine kniende Stellung hoch, reibt sich die Augen.*

Alles in Ordnung, Bruder.

Ich habe manchmal diese kleine Schwäche.

Ein Anfall von Sekunden.

Es bedeutet nichts.

Er steht wieder ganz auf.

Zwei Spiele hast du nun gesehen. Beide dunkel.

Das nächste, das du sehen wirst – es wird noch dunkler sein.

Dunkler und schrecklicher.

Es wird dich in den tiefsten Grund der Hölle blicken lassen.

Ihre Blicke treffen sich.

Schau nicht besorgt! Es ist ein Schauspiel. Nichts sonst.

So wie doch auch das Leben nur ein Schauspiel ist.

Der Vorhang fällt – das Schauspiel ist vorüber.
Im Schauspiel wie im Leben – jedes Schauspiel endet.

Wenn es uns tief berührt hat, uns erschüttert hat –
dann war es gut.

Dunkelheit.

Dritter Teil

Die Bühne im Halbdämmer.

Es ist der nächste Morgen.

*Auf der linken Seite vor dem Keyboard steht jetzt ein
altes Sofa.*

*Christopher sitzt darauf. Er trägt nun ein Jackett. Vor
ihm steht Alina – in einem eleganten Abendkleid.*

*Man hört von fern das Spiel eines Saxophons – es ist
wieder Urs, der spielt, melancholisch, in lang gezogenen
Tönen.*

Christopher: *reicht ihr einen Damenhut mit Schleier zu.*

Trag diesen Hut!

*Alina setzt ihn auf. Er begutachtet sie – den Hut, ihre
gesamte Person. Das Kleid ist passend.*

*Plötzlich etwas geheimnisvoll Und sonst: Du sprichst
kein Wort.*

Und nimmst auf diesem Sofa Platz.

Rubens tritt ein von links, mit einer kleinen Tüte.

Er zögert zunächst, näher zu kommen.

*Christopher macht zu Alina ein Zeichen, dass sie
gehen kann.*

Alina ab nach rechts.

Rubens: *kommt jetzt nahe heran, flüstert ein wenig.*

Ich habe Carol losgeschickt, das zu besorgen.

Er reicht ihm die kleine Tüte.

Der Apotheker gab mir nichts mehr raus.

Carol weiß immer noch, wo sich nach dieser Ware fischen lässt.

Nach jeder Ware. Sie hat die Finger zu den Leuten, die man dafür braucht.

Christopher: *hat den Inhalt des Tütchens betrachtet.*

Sage ihr danke!

Doch, ich danke sehr...

Er steht auf, greift Rubens am Arm.

Rubens – keinem vertraue ich wie dir.

Er zieht eine kleine Flasche aus seiner Jackettasche.

Du siehst dies Fläschchen. Das wird er zeigt in diesem kleinen Kasten hintern Sofa stehen, und du bringst es zu mir, wenn das Stichwort kommt.

Rubens: *etwas ratlos* Das Stichwort?

Clemens tritt ein, von rechts.

Christopher: *lässt das Fläschchen wieder in seiner Jackettasche verschwinden.*

Anschließend auch das Tütchen.

Er macht gegenüber Rubens eine abwinkende Handbewegung. Später...

Er winkt jetzt freundlich seinen Bruder heran.

Rubens ab nach rechts.

Christopher nimmt auf der Sofalehne Platz.

Das Saxophon im Hintergrund spielt jetzt in melancholisch-zarten Tönen, fast innig.

Christopher zieht Clemens nun ganz nah an sich heran. Er spricht geheimnisvoll, seine Blicke wandern

unbestimmt durch den Raum.

Manchmal – da breitet meine Seele ihre Flügel aus
und fliegt und horcht und ist dann hier und überall...

Sie strömt in weißer Gischt der Amazonaswasser –

Sie fliegt mit einem Kondor über weiße Andengipfel –

Sie hockt im dunklen Glitzern einer Tropfsteinhöhle –

Sie rauscht mit einer Tanne an den Ufern eines Tai-
gasees -

Sie schwingt mit einer Tempelglocke im Himalaja –

Sie gleitet im Polarlicht auf dem Rücken eines Wals...

All dies ist jetzt: der Wasserfall – der Kon-
dor – die Höhle und der leise Tropfen Kalk – die Tai-
gatanne und die Glocke – der Wal im Nordlichtmeer.

All dies ist jetzt.

In diesem Augenblick: der erste Schrei des Lebens
aus einem rosa schrumpfligen Gesicht –

Aus einem andern grauen Alters-schrumpfligen: der
letzte Atemzug.

Und irgendwo in einer stillen Kammer: der Schrei der
Zeugung.

Alles dies ist Jetzt.

Er lässt sich nun ganz auf das Sofa nieder.

Zieht Clemens neben sich.

Mein lieber Bruder...

Hör zu.

Ich sag es dir im Stillen.

Niemand hier muss es wissen.

Du sagst es niemand?

Es haust ein böses Tier in meinem Kopf. Gefräßig
nährt es sich von meinem Hirn. Und wächst und
bleckt die Zähne.

Die Ärzte sagten mir: Ich hätte noch ein halbes Jahr.

Und das im besten Fall. Und nur wenn ich in ihrer Klinik bliebe.

Die Ärzte irren oft.

Ich hätte bleiben können – im sterilen Krankenzimmer, angeschlossen an Geräte.

Dann hätte ich die kleine Truppe hier sich selber überlassen müssen, von einem Tag zu andern.

Er schüttelt den Kopf. Mein Platz ist hier.

Schon einmal hatten mich die Ärzte totgesagt – oder doch jede Chance ausgeschlossen.

Clemens: *unruhig, besorgt* Was ist es? Ein Tumor?

Christopher: Ich kämpfe mit dem Tier – auf meine Weise.

Noch hat es mich nicht ganz am Boden.

Du siehst -: Ich spreche klar. Ich denke klar.

So wird es bleiben bis zuletzt.

Was dich umbringen will, so heißt der Spruch, das bringe selber um.

Clemens: Niemand hier weiß es, sagst du?

Christopher: *zieht das schon bekannte Buch unter dem Sofa hervor.* Du kennst dies Buch.

Der Zettel mit der Weissagung, die ich dir vorlas, lag darin.

Es gibt noch ein paar handgeschriebene Zettel...

Er hebt sie heraus, zeigt sie hoch.

Im Fall, dass mir – wider Erwarten – etwas widerfährt – aus heiterem Himmel, wie es manchmal doch geschieht – wie es doch niemals wirklich auszuschließen ist – für diesen Fall:

Könntest du dann die Blätter an dich nehmen? Und mit der Gruppe das bereden, was zu bereden und zu klären ist?

Vincent hier wird dir helfen. Er ist ein kluger Kopf. Und jung – erst Mitte dreißig. Er hat das Zeug, die Arbeit mit der Truppe fortzusetzen – wenn die es will und wenn er selber will. Und beide werden wollen.

Und dann gibt es noch dich: Du hast die Herzen hier bereits erobert, Bruder. Nicht nur Dagmar, auch die vier anderen Damen lieben dich bereits. Ich sage es nicht so, dass du gebunden sein sollst... Du triffst ganz deine Wahl und liebst zurück, wie du es willst und wen du willst. In jedem Fall: Du bist willkommen.

Er greift an seine Jackettasche mit dem Tütchen und der kleinen Flasche.

Jetzt gibt es da noch etwas, das ich vorbereiten muss. *Er steht auf.*

Du mach es dir auf diesem Sofa hier bequem!

Gleich sind wir alle wieder hier im Raum versammelt und spielen noch ein nächstes Stück.

Zwei Stücke sind es noch und beide kurz.

Dann doch ist ausgespielt und kann gefeiert werden.

Clemens: Dein Geburtstag – ja!

Christopher ab nach rechts.

Von links tritt wieder Alina ein – wohl auf der Suche nach Christopher, der aber schon gegangen ist.

Clemens bemerkt sie. Alina -!

Deine Stimme – die ist groß. Wie eine Diva singst du!

Rubens sagte, du erträgst kein Publikum?

Alina: *lächelt traurig in sich hinein.*

Sie tritt von hinten an das Sofa, stützt die Arme auf die Lehne. Ich sang in vollen Opernhäusern. Viele Jahre sang ich.

Wie die Musik aus dem Orchestergraben kenne ich die lärmige des Beifalls, der zur Bühne schäumt und dich belohnt und der dich tanzen lässt.

Doch etwas brach. An einem Abend brach etwas. Ich fühlte es fortan wie einen Würgegriff an meiner Kehle. Ein Ton war mir verzittert, dann zwei weitere. Kaum hörbar für das Publikum. Doch seither lag an meiner Kehle dieser schwarze Griff von Furcht.

Mein Tremolo in seidendünnere Höhe, mein Okta-venüberschlag – Abend für Abend die Artistennummer. Mit einem Mal doch hatte ich den Abgrund angeblickt. Schwarz. Bodenlos. Mit vielen hundert Augen lauerte am Rand das Publikum, das unbekannte Tier mit tausend Ohren, forderte die makellose Kanti-lene, den Nachtigallenschmelz, verfolgte lauend die Synkopensprünge. Lauerte auf meinen Sturz.

Der Sturz, der eine nur, aus dem ein Aufstehn nie mehr möglich wäre.

An jenem Abend sah ich ihn – den Abgrund. Sah die hundert heimlich ausgestreckten Krallen, lauend, mir die Kehle aufzuschlitzen.

Ich kann in das Vergessen nicht zurück. Nicht mehr zurück in jene frühe Unschuld, die mich umgab mit Schutz und mit Geborgenheit.

Auf der rechten Seite ist Dagmar erschienen, mit ei-nem wie nachtwandlerischen Gang. Sie hält einen Spiegel in der Hand. Sie kauert sich rechts auf dem Boden nieder.

Sie ist von einem eigenen Lichtkegel umgeben.

Von fern, wieder in traurigen Klängen, das Spiel des Saxophons.

Dagmar: Spiegel – sag mir, dass ich schön bin.

Ein bisschen nur...! Die Farbe meiner Augen. Meine Lippen.

Nein, sag es nicht. Du kannst mich nicht belügen. Nicht mehr, wie du es konntest vor dem einen Tag.

Der eine Tag! Ich kam vom Garten in das Haus, die Tür stand angelehnt, dort saßen sie am Küchentisch, Großmutter, Mutter, Tante, und ich hörte ihre Stimmen, so besorgt, so mitleidsvoll. Das arme Kind, so sagte eine Stimme, wie konnte dieses Kind so hässlich werden.

Es war die Tante, und zur Antwort kam ein trauriges und mitleidsvolles Seufzen. Wie soll sich je ein Mann in dieses arme Kind verlieben?

Sie blickt wieder in den Spiegel.

Ich bin, die es nicht geben darf: das Mädchen mit dem hässlichen Gesicht.

Ich ging auf Zehenspitzen in mein Zimmer – in mir der Pfeil und diese Wunde, die nie mehr heilen würde. So wusste ich. Die Lüge – sie ist machtlos vor dem Pfeil der Wahrheit, wenn er ins Ziel trifft. Wenn er trifft im Spott – doch tiefer noch die Wunde, wenn er fliegt im Mitleid, absichtslos – mit blanker Spitze, blank von Wahrheit.

Gleichfalls von rechts aufgetreten ist Antonia, auch sie mit wie schlafwandlerischen Schritten.

Sie geht zur Mitte der Bühne, setzt sich auf den Boden. Immer noch spielt das Saxophon.

Alina verlässt ihren Platz beim Sofa, ab nach links.

Antonia: *gleichfalls in einem eigenen Lichtkegel*

Für mich ist alles grau.

Wohin ich gehe – eine Welt im kalten Wintergrau. Im Winterfrost.

Manchmal, für eine kurze Zeit, erlöst mich die Musik.
Dann treibe ich in einem warmen hellen Strom.

Und falle doppelt hart, wenn ich erwache. Im grauen
Frieren, das nicht enden will.

Wie meine Kinder war ich tot mit diesem einen Tag,
selbst tot und graue Asche.

Auch wenn ich atme – immer ist es mir, als atmete ich
nur zum Schein – oder als atmete ein anderer für
mich.

Alt bin ich jetzt und grau und selber wie ein Wintertag.
Wer könnte mich noch lieben?

Niemand muss mich lieben. Längst bin ich das Frie-
ren so gewohnt.

Doch diese Sehnsucht blieb mir, diese eine nur:
selbst wieder lieben können.

Carol ist eingetreten, gleichfalls von rechts.

Sie raucht einen Joint.

Sie lässt sich bei Dagmar am Boden nieder.

Carol: *bietet ihr eine von ihren Zigaretten an.* Nimm das!

Und überhaupt: Ich finde dein Gewimmer albern.

Mach es wie ich. In jeder Kneipe in der Stadt triffst du
ein Dutzend Kerle, die dich abschleppen für eine
Nacht.

Was willst du? Liebe?

Die gibt es nicht.

Mach es wie ich.

Bin ich denn hübsch?

Doch für die Nacht mit einem Kerl, da reicht es im-
mer.

Sie raucht.

Das Saxophon hat aufgehört zu spielen.

Stattdessen hört man jetzt wieder Alina singen.

Auch ich hab mal geträumt. Die große Liebe. Küsse.
Zärtlichkeit. Im Bauch die Schmetterlinge...

Schöne Träume. Doch nichts für uns. Für dich und
mich.

Sieh mich an, meinen Körper – er ist vital, ich lebe
gut. In jeder zweiten, jeder dritten Nacht hol ich mir
meine Brise Rausch – in irgendeinem Bett.

Und dann die zweite Brise Rausch – *sie hebt ihre
Zigarette* das hier!

Bietet ihr erneut eine ihrer Zigaretten an.

Auch Boris nimmt davon. Auch Urs.

Ich schenk sie dir!

Dagmar schüttelt den Kopf.

Nicht einmal kosten?

Alina singt – mit rauschhaftem Schmelz.

Vincent ist aufgetreten, von links.

*Wie Alina geht er zum Sofa und stützt die Hände auf
die Lehne. Er lauscht dem Singen.*

Carol steht auf und geht, ab nach rechts.

Vincent: *ein eigener Lichtkegel auch um ihn*

Es war der Traum des Jungen, der ich war, und
auch des jungen Mannes: ein Musiker zu sein.

Die Menschen zu beschenken mit Musik, den Melo-
dien und Akkorden, die ich in mir rauschen fühlte.

Doch diese Welt ist voll. Ist übervoll und reich an
Meisterwerken. Keiner braucht, was schon vollendet
da ist.

Keiner, so begriff ich, brauchte mich und meine
Schöpfungen.

Und ohne diesen Traum ist es doch kalt.

Ein eleganter Bühnenclown bin ich. Ein Mime.

Doch die Musik in mir ist tot.

Und wird nie wieder leben.

Plötzlich Lärm.

Urs und Boris stürmen herein, von links, wieder kämpfend – Urs mit seinem Schwert, Boris mit dem Degen. Es ist eine aggressive Auseinandersetzung. Schließlich gelingt es Urs, Boris auf den Boden zu werfen. Er setzt ihm das Knie auf die Brust, legt die Hand auf seine Kehle.

Urs: Lass deine Finger weg von Carol!

Sie kam mit mir zusammen hier ins Haus.

Carol gehört dir nicht.

Boris: Wem sie gehört?

Du teilst sie nicht allein mit mir.

Urs: Kein Wort mehr! keins!

Er schüttelt ihn am Boden.

Ein Mörder bist du. Jeder weiß es hier.

Und hältst dich hier versteckt im Haus.

Boris: Und du? hast nicht gemordet?

Im Schlaf verrätst du dich.

Erzählst von deinen Morden jede Nacht.

Urs: Vom Morden träume ich.

Vom Morden, ja.

Was kannst du davon wissen?

Er rollt plötzlich wie in großer Erschöpfung zur Seite.

Richtet sich dann wieder auf – auf allen Vieren am Boden bleibend, von einem heftigen Zittern erfasst.

Vater und Mutter hat man mir gemordet. Brave Juweliere. In jahrelanger harter Arbeit hatte sie den Laden eingerichtet, ein renommiertes Juweliergeschäft. Ein Junge war ich, zwölf, da schoss man sie vor meinen Augen nieder. Für einen Sack voll Goldschmuck, Perlen, Diamanten.

Ein Vetter war es. Ich erkannte sein Gesicht.
 Er lebt seitdem im sonnigen Monako und feiert jeden Tag im Luxus, prast und säuft und kauft den Frauen Nobelkleider.

Ihn schützt ein falsches Alibi.

Mein Zeugenwort, mein Kinderzeugenwort, wog nichts. Mein Zeugenwort ist ohne Wert.

Mirella tritt ein, von rechts.

Auch Carol kommt wieder zurück.

Boris hat sich inzwischen wieder halb aufgerichtet.

Wie oft war ich in seinem Haus, in seiner Luxusvilla, und schnitt ihm in Gedanken dort die Kehle durch.

Es bricht aus ihm heraus wie ein Schrei.

Ich hätte morden sollen!

Ja, vom Morden träume ich...

Ein Schluchzen schüttelt ihn.

Antonia: *ist zu ihm gekommen, kniet bei ihm nieder, nimmt tröstend seinen Kopf in die Hände.*

Geh nicht! und morde nicht!

Du hast das Wichtigste: Gesundheit. Kraft. Und einen klaren Kopf.

Sie streichelt seinen Kopf. Und schön geformt.

Du bist ein Mann in besten Jahren.

Sieh Mirella – ein Geschwür zerfrisst ihr das Gesicht. Ihr Anblick ohne Maske bringt die Leute zum Erschrecken. Sie selbst erträgt den Spiegel nicht. Und niemals mehr wird sie geheilt sein.

Ich selber könnte mich für meine Klagen schämen – wenn ich ein solches Leiden sehe.

Mirella wendet sich ab. Verschwindet wieder.

Rubens tritt ein, von links.

Rubens: Christopher fragt, ob ihr bereit seid -

der nächste Auftritt, unser nächstes Stück.
Urs springt wieder auf die Beine, schüttelt sich.
Dann verschwindet er, Rubens folgend, nach links.
Auch Boris verschwindet nach links. Auch Vincent.
Auch Dagmar.
Auch Antonia und Carol wollen gehen.

Clemens: *steht vom Sofa auf, läuft ihnen nach.*

Antonia und Carol –
Sie bleiben stehen, sehen ihn fragend an.
 Rubens sagt: ihr habt die Tür gesehen, als sie offen
 stand.
 Sagt mir, was ihr gesehen habt.
Antonia und Carol tauschen Blicke.

Antonia: *Ich sah noch viele andre Türen und ein großes
 Feuer... Mehr will ich nicht sagen.*

Carol: *Ich sah ein graues Licht und in dem Licht –
 Nein, frag mich nicht! Frag mich nie wieder!
 Schrecken in ihrem Gesicht; sie verdeckt es mit den
 Händen.*
*Man hört, mit Windgeräuschen gemischt, ein fernes
 Cellospiel – von jenseits der Tür.*

Antonia: *berührt, gefangen von einer unklaren Erinnerung*
*Ich sah ein großes Feuer hinter einer Tür –
 Es war, als gäb es viele Seelen dort und alle strömten
 hin zum Feuer -
 Cellospiel.*

Carol: *Im grauen Licht – da stand ein Spiegel.
 Und in dem Spiegel in dem grauen Licht – da sah ich
 mich. Mein Leben.*
Ihre Stimme zittert, sie klingt weinerlich und elend.
*Noch grauer als das Licht in diesem Spiegel grau
 war. So elend. So verlassen. Ohne Sinn.*

Wieder bedeckt sie ihr Gesicht mit den Händen.

Antonia: *immer mehr wie in der Trance einer Erinnerung*

Sie alle strömten zu dem Feuer und verbrannten.

Nein, sie verbrannten nicht. Sie brannten rein.

Ich fühlte ihren Schmerz. Und fühlte ihre Sehnsucht, stärker als der Schmerz, im Feuer rein zu brennen.

Das Cellospiel wird zunehmend geschluckt von Sturmgeräuschen. Dann verstummt es; auch jedes andere Geräusch verstummt.

Christopher tritt ein, von links, mit auffordernden Blicken.

Carol und Antonia verschwinden nach links. Clemens starrt ihnen für Augenblicke gebannt nach, unschlüssig ob er folgen soll.

Christopher zieht das Fläschchen hervor.

Intensiv ruhen für einen Moment seine Augen darauf.

Dann versteckt er es in dem schwarzen Kasten hinter dem Sofa.

Daraufhin geht er ans Keyboard. Spielt ein paar kräftige Akkorde.

Christopher: *Das nächste Schauspiel jetzt!*

Urs, Boris, und Rubens erscheinen wieder auf der rechten Seite.

Christopher nickt ihnen zu. Kulissen. Dunkelheit.

Er macht zu Clemens ein Zeichen, diesmal auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Er wird dunkel.

Christopher spielt wieder – eine Orgelimitation, die lang gezogenen Akkorde entwickeln sich mehr und mehr zu Dissonanzen. Schließlich ist es ein fast schmerzhaftes Dröhnen.

Währenddessen schieben Urs, Boris und Rubens ein Gefängnisgitter herein; nach vorn hin hat dieses eine verschließbare Gittertür.

Während der folgenden Worte Christophers werden sie noch zwei Bänke und eine Pritsche herein tragen, die hinter dem Gitter aufgestellt sind. Auf diesen Bänken kauern und liegen schließlich vier Gefangene: Carol und Antonia, Urs und Vincent; alle in grauer Häftlingskleidung, Vincent in einer blauen.

Das Keyboard spielt weiter, noch Dissonanzen-reich doch leise.

„Das Spiel vom dunklen Bruder Henker.“

Ein finsterner Gefängnistrakt im Nirgendwo.

In einer fest bestimmten Zeit. Und doch in keiner Zeit.

Die Zeit: Du wirst es an den Namen, die du hören wirst, erkennen.

Das Grauen, das du sehen, das du fühlen wirst, ist zeitlos.

Man hört Gewehrsalven; militärische Kommandos, wieder Gewehrsalven.

Der Bühnenraum bleibt im Halbdämmer.

Blanke Gewalt in Uniformen, wandernd von Haus zu Haus.

Ein Fest der Henker, der gekauften Richter und Despoten.

Nackte Gewalt und nacktes Grauen.

Ihr Schritt macht nirgends halt. Die Straßen sind gefüllt mit Schreien, lauten, schrecklichen – und leisen, am schrecklichsten die leisen, kaum noch hörbar, die im kalten Griff der Furcht verstummen.

Angtschweiß. Ein schwarzer Albtraum wandert durch die Straßen, Tag und Nacht. Bricht Türen und

bricht Mauern ein, als wären sie nur Glas.
 Nicht so die Kerker. Die stehn fest, wie Burgen oder
 Gott gebaute Kathedralen.
 Kein Entkommen.

*Schreie. Kommandos. Wieder Gewehrsalven.
 Zwei Gefängniswärter kommen an das Gitter, in mili-
 tärischen Uniformen. Sie werden gespielt von Rubens
 und Dagmar:*

1. Gefängniswärter (Rubens): *schließt die Tür auf, er hat
 eine Namensliste bei sich. Sieht sich suchend um.
 Walukow. Stronkow.*

1. Gefangener (Carol): *schreiend Mich nicht! mich nicht!
 Ich habe neun aus dem Verschwörerkreis verraten.
 Ich bin freigekauft.
 So hatte man es mir versprochen.
 Der 1. Gefängniswärter hakt den Namen ab.
 Mit dem zweiten zusammen bindet er den Gefange-
 nen von der Pritsche los, dessen Hände aber bleiben
 gefesselt.
 Während dieser Aktion schiebt der zweite der ge-
 nannten Gefangenen, gespielt von Antonia, dem drit-
 ten Gefangenen eine Decke zu.
 Auch der zweite Gefangene wird losgebunden.
 Beide werden abgeführt und verschwinden mit den
 Gefängniswägtern nach links.
 Der dritte Gefangene, Fidor, gespielt von Urs, wird
 sogleich etwas in der Decke ausfindig machen –
 Werkzeug: ein Messer und eine Zange.*

Christopher: *Ein finsterner Gefängnistrakt im Nirgendwo.
 Ein Haus aus tausend Särgen aufgebaut.
 In jeder Stunde kommen neue Menschen an.*

Unzählbar. Männer, Frauen. Ihre Namen sind mit Nummern ausgetauscht.

Und Nacht für Nacht speit der Gefängnishof sein Blut aus – Ströme von Blut, schwarz schäumend vom verröchelnden gemeinen Tod, von Wut und Ohnmacht, vom kalten Schweiß des letzten Atemzugs.

Wieder Militärkommandos. Wieder Gewehrsalven.

Vertane lächerliche Heldengesten gegen blanken Stahl.

Bellende Schüsse jede Nacht. Gefräßig, unersättlich stürzt das Rudel mit den Todeskrallen ein. Zerfetzt das Fleisch, die Knochen. Männer oder Frauen.

Wieder Schreie. Schüsse.

Die Schüsse bellen – nur ein Uhrwerk noch. Tickend im schwarzen Takt und Mahlstrom einer falschen Zeit. Im Mahlstrom einer falschen und verirrten Welt.

Orgeltöne, in langen schmerzhaften Dissonanzen.

Es treten auf von links: Der Chef der Geheimpolizei – Trentenkow, in einer reich mit Orden bestückten Uniform. Ein Mann mit den Gesten eines Macht- und Gewaltmenschen. Er wird gespielt von Boris.

An seiner Seite wieder der 1. Gefängniswärter.

Trentenkow: lässt die Tür aufschließen.

Der dritte Gefangene, Fidor, kauert inzwischen, die Decke über seinen Händen, auf der Pritsche.

Der vierte Gefangene, Baroff, gespielt von Vincent, sitzt wie zuvor auf einer der beiden Bänke.

Ich suche Baroff.

Die Identität ist jetzt klar.

Trentenkow lässt die zweite nun freie Bank an die rechte Zellenwand rücken. Er sitzt Baroff damit genau gegenüber.

Er macht ein Zeichen zum 1. Gefängniswärter zu verschwinden. – Dieser ab nach links.

Ich bin es, den du „Monster“ nennst in deinen Schriften – Trentenkov.

Morgen wirst du hängen.

Ein langsamer, ein ungeliebter Tod.

Es zeichnet dich doch aus: Wir entledigen uns deiner nicht wie jener vielen andern Namenlosen.

Er zieht eine Pfeife hervor.

Was uns verbindet, dich und mich: Wir haben uns von jeder Vormundschaft der Kirchen losgesagt. Kinder- und Märchenglaube.

Er beginnt zu rauchen.

Was uns doch trennt: der Glaube an den Menschen.

Ich glaube nicht.

Du schreibst in deinen Büchern: Alle Macht, so wie sie ausgeht von den Herrschenden, ist widerrechtliche Gewalt und sie verformt die Menschen; verformt sie zu den Marionetten, die sie sind.

Der Mensch, wenn er sich frei macht von den eingebrannten Fesseln, braucht keine Obrigkeit – nur diese, die er selbst ist.

Der Staat, so wie er herrscht, und seine staatlichen Institutionen – sie hätten nur die eine Pflicht: dass sie sich überflüssig machen, Schritt für Schritt.

Er raucht.

Der Mensch, wenn er sich selber findet, wenn er frei wird – ist gut. So schreibst du.

Der Mensch muss an die Stelle Gottes treten, und sein Glaube, sein einziger, muss dieser an sich selbst sein.

Ich glaube nicht.

Ich glaube nicht, weil ich mich nicht betrügen kann mit einem neuen Kinderglauben.

Ich glaube nicht – weil ich den Menschen kenne, wie er tief im Kern ist.

Ich glaube nicht - weil ich mich selber kenne.

Ich habe Menschen dort gesehen, wo sie am echten und wahrsten sind: im Folterkeller.

Gefolterte und Folterer.

Die Kreatur, die schreit, wenn ihr nichts bleibt als nackter auswegloser Schmerz.

Die Kreatur, die quält – mit kalter Lust und mit Vernichtungswille.

Die Kreatur, die ihre Krallen wetzt, um dem, der wehrlos ist und ausgeliefert, die Därme auszureißen.

Macht gegen Ohnmacht.

Kalter Triumph – er spuckt hervor aus jenem tiefen Kern der Seele, den du „göttlich“ nennst.

Tief aus dem Rachen dieser Seele spuckt ein Untier.

Ein Monster.

Mit einem solchen Wort, so glaubst du, bin ich zu beleidigen?

Es gibt die schwachen Monster, die sich unterwerfen.

Die zu Opfern werden.

Es gibt die starken.

Das „Göttliche“, der tiefe Kern: ein Loch von schwarzer Angst, von Gier, Gewalt.

Verlässlich immerhin: Beuteverhalten, Jagdtrieb, Überlebenskampf – uns eingestanzte von der Natur in Jahrmillionen.

Was sagt das Monster in dir selbst? – Hör, wie es eben schreit in Wut, in Hass, in Ohnmacht!

Er raucht seine Pfeife.

Das „Göttliche“ ... Ich suchte es noch eine Zeit, auch ohne Popen, ohne Kirche.

Als ich der Herr der Folterkeller war, sprach ich mit „Gott“. Ich schrie ihn leise an: Schick deinen Blitz, wenn meine Hände Frevel tun! Lass sie in deinem Blitz verbrennen!

Kein Blitz. Er schwieg. Ich spottete, ich höhnte: Schick deinen Blitz! Mein Schreien blieb so ungehört wie jene tausend Schreie der Gefolterten, der wie gemeines Vieh Verendenden. Kein Blitz. Der Mensch ist frei – ist frei, sich den Altar in einem Schlachthof einzurichten. Ein Kreuz zu stellen an ein Folterbett von Blut. Den Schrecken jeden Namens, jeden schwarzen Sud zu heiligen.

Aus dem Hintergrund wird ein leises Singen vernehmbar – nur summend, ein Chor.

Ich kenne Gott und nenne seinen Namen: Macht und Gewalt. Die Macht mit dem Gesicht der Schläue – und mit dem andern der Gewalt.

Wie du es selber sagst: kein Gott – es gibt allein den Menschen, der sich an seinen Platz stellt. Der sich selbst erwählt zum Mächtigen.

Wer singt dort?

Die summenden Stimmen werden lauter, sie scheinen näher zu kommen.

Die Gefangenen singen?

Belustigend: Sie warten auf den Tod und singen.

Sollen sie singen. Morgen sind sie stumm.

Fidor (Urs): *springt plötzlich von der Pritsche auf; er hat sich mit den Werkzeugen von seinen Fesseln losgemacht. Er springt auf Trentenkow zu – mit gezücktem Messer.*

Keine Bewegung!

Ein Schrei zu deinen Wachen – und dies Messer
steckt in deiner Brust!

Umgewendet! zur Zellenwand!

Trentenkow: *mit versteinertem Gesicht, ist genötigt, aufzu-
stehen und sich umzudrehen.*

Fidor: *Es entlädt sich in ihm eine innere Explosion; er wirft
Trentenkow die Kette über, verknotet ihm damit auf
dem Rücken die Hände.*

Dann dreht er ihn mit dem Gesicht wieder nach vorn.

Er streckt sein Messer aus.

Jetzt schrei! Was du auch tust – du wirst die Zelle
lebend nicht verlassen.

*Er beginnt, ihm Orden für Orden von der Uniformja-
cke zu scheiden.*

Nackt wirst du stehen – ohne deine Orden.

Die Wangen ritze ich dir auf.

*Er ritzt mit dem Messer beide Wangen. Aus der einen
tritt Blut.*

Die Namen der Gefolterten ritz ich hinein. Auf deine
Stirn. Auf deinen Rücken. Deine ganze graue
Schweinshaut. Tausend Namen.

Wie schön du zitterst, graues armes Schwein!

Zuerst den Vater habt ihr fortgeschleppt. Dann meine
Mutter. Meine beiden Brüder. Meine Schwester. Mei-
ne Braut.

Er spuckt ihm ins Gesicht.

Die schwarze Pest auf diesem traurigen Planeten –
sie hat einen Namen.

*Er legt die freien Enden der Kette um Trentenkows
Hals und beginnt ihn zu würgen.*

Besudelt habt ihr diese Erde, sie ist krank von euerm kranken Atem. Vergiftet sind die Flüsse, sind die Seen, in die ein Finger eurer Hand getaucht ist. Vergiftet sind die Berge, die die Sohle eines eurer Schuhe nur berührt hat. Vergiftet ist die Luft.

Die Erde habt ihr aus der Bahn geworfen – in ein kaltes fremdes All.

Er zieht wieder sein Messer.

Ich bin erst am Anfang. Zehe für Zehe schneide ich dir ab. Finger für Finger. Dann dein Geschlecht. Du wirst an keiner Frau dich mehr versündigen.

Schreien sollst du – wie ein Schwein!

Er rammt ihm das Messer in den rechten Fuß.

Trentenkow schreit unter Schmerzen auf.

Baroff: Fidor – dies nicht!

Du machst dich selbst zur Bestie - und du siehst es nicht.

Fidor: Ja – eine Bestie bin ich.

Die Bestie blickt die Bestie an.

Stark jetzt die eine – schwach die andere...

Er schneidet Trentenkow mit dem Messer die Uniform und das Hemd auf.

Baroff: Das ist die Macht der Bestie, dass sie tausendköpfig neue Bestien erschafft.

Fidor: *rammt sein Messer in den linken Fuß von Trentenkow. Der schreit heftig auf. Er taumelt. Schließlich kippt er vornüber auf den Boden.*

Gefällt - der morsche Baum, der Fäulnis-kranke, Fäulnis-Stinkende.

Er hebt wieder sein Messer, will damit auf Trentenkows Rücken einstechen.

Nein – ein solcher Tod – so leicht – den schenke ich dir nicht...

Das Singen, das währenddessen nur noch aus einem fernen Hintergrund zu hören war, tritt wieder klar vernehmbar hervor.

Baroff: Fidor – du hörst das Singen?

Fidor: *dreht Trentenkow wieder mit dem Gesicht nach oben. Zeig dein Gesicht!*

Ich will die Furcht in deinen Augen sehen.

Das Singen, das wortlose Summen, wird immer mächtiger.

Sechs Gestalten erscheinen aus dem Hintergrund.

Ihre graue Häftlingskleidung zeigt Blutspuren.

Es sind die Hingerichteten, die Erschossenen.

Sie werden gespielt von allen noch verbleibenden Schauspielern: Antonia, Carol, Alina, Mirella, Dagmar, Rubens.

Alle tragen sie einen Becher in der Hand. Die Becher sind transparent und leuchten von Innen.

Baroff: Fidor – ich spüre: Jemand kommt zu uns. In diese Zelle.

Wer ist es, der dort singt?

Die sechs Gestalten kommen näher.

Sie sagen mir: dass sie die Toten sind – wie wir sie nennen.

Sie kommen und sie singen...

Der Gesang schwillt an – momentweise ist es wie ein mächtiger Chor.

Sie singen – tausende.

Die Toten singen...

Nein: Sie sagen, dass sie die Befreiten sind.

Die sechs Gestalten treten ganz in die Zelle ein. Sie nehmen mit ihren Bechern Platz auf der Bank hinter Trentenkow.

Baroff lauscht. Seine Gesten und Blicke zeigen, dass er niemanden sieht. Er lauscht nach Innen.

Den Schmerz – den haben sie gesammelt in den Bechern der geweinten Tränen.

Tausende von Bechern. Übervoll.

Wenn er sich löst – der Schmerz und sich verwandelt - dann glüht er -

Die Becher glühen - -

Das bisher schwache Leuchten in den Bechern verwandelt sich plötzlich in ein helles funkelnendes Licht.

Es ist ein Brand, der alles aufzehrt – alles was nicht glühen kann wie er –

Ein Licht von tausend Sonnen.

Die Toten gießen ihre Becher über Trentenkow aus.

Im selben Moment ist die Zelle in ein gleißendes Licht getaucht.

Machtvolles Singen.

Baroff, vor Trentenkow stehend, beugt sich über ihn.

Sieh, Fidor, was geschieht -:

Der Kopf verfärbt sich. Schwarz. Er ist verkoht.

Verkohlt der Hals. Die Brust. Die Hände.

Der ganze Körper: schwarz, verkoht.

Er erhebt sich. Der Blick auf Trentenkow wird frei.

Dessen Körper ist schwarz, völlig verkoht.

Baroff stammelt. Es ist passiert: Trentenkow – er ist tot.

Er stößt mit dem Fuß gegen den verbrannten Körper.

Die Bestie, das Monster – ohne Leben.

Das Licht in der Zelle wird schwächer.

Auch der Gesang geht langsam zurück.

Komm, lass uns gehen!

Die Toten schützen uns.

Solang sie singen, sind wir sicher und in ihrem Schutz.

Steh auf! Greif meine Hand! Wir fliehen.

Fidor erhebt sich ungläubig.

Baroff nimmt ihn bei der Hand.

Das Singen wird immer leiser.

Vom Keyboard kommen wieder Töne einer Orgel – klagend, doch nicht mehr in schmerzhaften Dissonanzen. Wachsende Dunkelheit.

Christopher: *erhebt sich plötzlich* So geschah es: An allen Wachen kamen sie vorbei in dieser Nacht, wie ungeschen, keiner hielt sie auf...

So hat ein Zeuge die Geschichte überliefert – die wieder ich von seinem Enkel habe. Geheimnisvoll entkam der Mann in dieser Nacht den Kerkern und den Folterkellern.

Jeden hatte man ermordet, der ihm nah war: Freunde und Familie – alle ausgelöscht.

Und doch ein Mann, der seltsam heiter war, von Innen.

Er hatte nur die eine Wahl, so sagte er: die Menschen dieser Welt für immer hassen – oder sie lieben.

Er entschied sich für das Lieben.

Alle Schauspieler beginnen, die Kulissen fortzuschieben – das Gefängnisgitter, die Bänke.

Christopher setzt sich zu Clemens auf das Sofa.

Er sagte noch das andere: Das stärkste in uns ist das Licht.

Wenn wir es selber nicht erlauben, dann kann nichts es löschen.

Das Böse könnte es nicht löschen – es nur provozieren: heller zu sein und stärker.

Gegen das Helle hat das Dunkle niemals eine Chance. Erscheint das Helle, dann verkriecht das Dunkel sich verängstigt in die fernsten Ecken.

Die Bühne ist frei geräumt.

Wieder beginnt, im Halbdämmer, ein geheimnisvolles Sprechen in Reimen.

Ein Spieler: Wo war die Zeit, noch ehe sie begann?

Ein Spieler: Wie kommt es, dass der Raum
nie aufhört und wo fängt er an?

Ein Spieler: Was wiegt ein dunkler Traum?
Wohin verschwindet er, wenn wir erwachen?

Ein Spieler: Wie weint ein kranker Baum?

Ein Spieler: Was wiegt ein helles, was ein dunkles Lachen?

Ein Spieler: Was ein Gedanke, den man nicht begreift?

Ein Spieler: Ob auch ein Sonnenstrahl, wenn er uns streift
an einem Frühlingstag, sich freut?

Ein Spieler: Wer hat das Salz ins Meer gestreut?

Ein Spieler: Was zählt ein Wunder, ein vollbrachtes,
und wer hat es vollbracht?

Ein Spieler: Wer macht es,
dass unser Herz auch schlägt in jeder Nacht?

Ein Spieler: Was flüstert tief im Sommergras der Wind?

Ein Spieler: Wie tröstet man in einem fernen Land ein
fremdes Kind?

Alle ordnen sich nach und nach wieder im Halbkreis.

Christopher geht wieder ans Keyboard. Er spielt – ein paar träumende leicht perlende Akkorde.

Ein Spieler: Was hört und fühlt beim Glockenschlag die Glocke?

Ein Spieler: Was fühlt, wenn sie geschmolzen ist, die Flocke?

Ein Spieler: Und wie entzündet man an einem Herzen, das heftig brennt, zwei Kerzen?

Ein Spieler: Warum sieht man das Licht und hört es nicht?

Ein Spieler: Erschrecken sich die Wolken an den Blitzen?

Ein Spieler: Können auch Elfen in der Sommerhitze schwitzen?

Ein Spieler: Wie schnell ist ein Gedankenblitz?

Ein Spieler: Wie schnell zwei Liebespfeile, wenn sie sicher sitzen?

Ein Spieler: Wie löst das Lachen sich aus einem Witz?

Ein Spieler: Wie wohl im Wald die Tiere heimlich selbst sich nennen?

Ein Spieler: Ob sich zwei Nachbarsterne mit den Namen kennen?

Alle Spieler verlassen die Bühne.

Christopher beendet sein Spiel am Keyboard und erhebt sich.

Christopher: Kommen wir zum letzten Schauspiel.

Es hat keinen Helden.

Es heißt: „**Das Spiel vom späten Aufbruch des Regenten**“ – eines Regenten, der nur klein ist, ein Regent von Mittelmaß.

Es spielt erneut in keiner Zeit. Und doch in jeder Zeit.

Ein Spiel mit märchenhaften Zügen.

Und doch kein Märchen. Du wirst sehen.

Boris und Urs schieben wieder den Thron herein, auf die Mitte der Bühne.

Wenig später bringen sie auch noch zwei gepolsterte Stühle, die sie rechts und links neben dem Thron abstellen.

Christopher winkt Clemens heran.

Du stell dir einen Thronsaal vor.

Brokatvorhänge. Schwere Lüster an der Decke.

Und hier der Thron. *Er schlägt sanft dagegen.*

Es ist ein kleines Reich. Zu winzig und zu rührend klein, dass fremde Nachbarstaaten es erbeuten und besetzen würden.

Er legt Clemens den Arm auf die Schulter und führt ihn herum. Und doch: Du findest zum Palast den königlichen Park – ein Garten mit drei Lotusteichen.

Und in den königlichen Ställen ein paar Rassepferde, edelstes Araberblut. Und auch zwei Wachen gibt es.

Lächelnd Und dass ich's nicht vergesse: auch zwei Konkubinen...

Wieder spielen wir nur die gekürzte Fassung.

Er wandert weiter mit ihm umher.

Doch dass du die Geschichte weißt:

Sie handelt in den ersten Szenen von der Ehe des Regenten – die äußerst glücklich war, zwei Jahre lang.

Dann war sie durch ein Unglück jäh beendet.

Die Gemahlin – die so innig, die so heiß geliebte – starb.

Das Unglück des Regenten war ins Unerträgliche vermehrt durch eigene Schuld: Er hatte sie verstoßen. - Nach einem Reitunfall ans Bett gefesselt, glaubte er den fadenscheinigsten Gerüchten: dass sie ihn betrog.

Was für ein böser Irrtum! Sie betrog ihn nie. Sie war die treueste Seele unter dieser Sonne. Zu spät entdeckte er die finstere Intrige.

Da war sie schon gestorben, einsam und allein.

Und jeder Tag war nun ein grauer Tag der traurigen Erinnerung.

Trotz Thronsaal und trotz festlicher Gelage – sein Leben schien ihm leer und ohne Sinn.

Bis eines Tages etwas Wichtiges geschah...

Ein Klopfen.

Christopher befindet sich mit Clemens gerade ganz auf der rechten Seite der Bühne.

Man hört links das Öffnen einer Tür.

Kurz darauf tritt Rubens ein, von links.

Rubens: *etwas geheimnisvoll* Sie ist es – unser Ehrengast.

Christopher nickt.

Es folgt von links, in einem eleganten Abendkleid und mit Schleierhut, Regine.

Christopher macht zu Clemens ein Zeichen, er solle rechts stehen bleiben. Er selbst geht auf Regine zu.

Christopher: Regine – dich hier zu sehen!

Er umarmt sie flüchtig.

Auch wenn du angekündigt bist –

ich zweifelte doch bis zuletzt, dich hier zu sehen.

Wir alle zweifelten.

Nun bist du da!

Du siehst: Wir proben eben.

Doch für dich wird jede Probe gerne unterbrochen.

Es sei denn – du wünschst selbst, das Spiel soll weitergehen und du schaust zu.

Nein – erst einmal setzt du dich.

Mit einer Geste fordert er sie auf, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Regine lächelt geheimnisvoll und setzt sich.

Er selbst rückt einen der Stühle zu ihr heran und setzt sich ihr genau gegenüber.

Sein Blick hängt lange an ihrem Gesicht.

Noch immer bist du schön.

Er spricht mit gesenktem Kopf.

Der Held, der ich an deiner Seite hätte werden können, bin ich nicht geworden.

Ich weiß es. Und ich werde es nie sein.

Mein Stern stieg nicht. Und wäre er gestiegen, er wäre deinem niemals gleich gewesen.

Du bist die Super Nova. Jeder Stern in deinem Umkreis ist nur ein verlegenes und kleines Funkeln.

So wie mein eigener Stern es ist. Ein Winzling, den ein Teleskop entdecken muss im Millionenheer der Winzlingssterne.

Und doch: So klein er ist – ein Zwergstern, er gehört zu mir.

Die Köpfe zweier Spieler strecken sich neugierig und verstohlen in die Bühnen hinein. – Während der folgenden Sätze werden es immer mehr.

Noch immer bist du schön.

Ein Denkmal schon im Leben. Die Menschen blicken in Bewunderung und Ehrfurcht zu dir auf...

Und doch: Ist dir nicht manchmal etwas kalt in deiner Höhe? kalt und einsam?

So marmorgleich und für den namenlosen Sterblichen unnahbar...

Kannst du noch laut und übermütig lachen? Kichern? Leise trällern?

Und wälzt du dich noch manchmal wild und unbekümmert in den morgennassen Gräsern einer Wiese – wie wir es taten, damals?

Schlägst Purzelbäume auf dem Teppich vor dem Spiegel?

Bläst schmallend deine Nasenflügel auf und gähnst mit großem aufgesperrem Mund?

Carol kommt, von links, den samtgoldenen Schal in der Hand.

Wie schön du warst: im Kichern und im Trällern, im leisen Fluchen, in den Gesten deiner Ungeduld und deines Zorns, im Augenaufschlag einer kleinen Traurigkeit...

Carol hat den Schal auf Regines Schleierhut niedergelassen – eine kleine Attacke, bei der sie sich offensichtlich amüsiert.

Regine ignoriert es, in stoisch aufrechter Sitzhaltung. Doch von allen Seiten, wo sich die Köpfe in die Bühne strecken, setzt nun ein leises Kichern ein.

Christopher blickt umher, zunächst mahnend.

Doch das Kichern dauert an. Der Schal rutscht Regine weiter über das Gesicht. Die Szene kippt mehr und mehr ins Komische.

Christopher reagiert schließlich mit einer resignierenden Handbewegung.

Brechen wir ab...

Er wendet sich an Clemens. Mein Bruder – du durchschaust es nun: Es war nur eine Probe.

Er zieht den Schal von Alinas Kopf, die – wie vorbereitet – in der Rolle Regines erschienen ist.

Versteh! Wenn sie hier eintrifft – wirklich sie: Regine – dann schlägt das Herz mir bis zum Hals.

So wollte ich es vorher besser proben...

Er rückt seinen Stuhl an den Thron zurück.

Bruder – komm wieder her! Ich brauche deinen Beistand. Ich spiele selbst die Rolle des Regenten.

Die Vorgeschichte kennst du jetzt und auch den Titel. Und weißt: Ein Tag ist angekündigt, mit dem sich alles ändert.

Er klatscht in die Hände.

Rubens tritt auf, von rechts, eine graue Zopfperücke auf dem Kopf. Er hält einen blauen Umhang und eine kleine Krone in der Hand.

Es folgen kurz darauf: Mirella, in der Garderobe einer alten Königin; Dagmar und Antonia, beide in Küchenkleidung. Alle drei Frauen bleiben zunächst im Hintergrund.

Clemens ist wieder an den Thron gekommen.

Christopher hat den Umhang gegriffen und sich um die Schulter gelegt; er setzt die kleine Krone auf, die fast nur ein Haarreifen ist, und steigt auf den Thron.

Er stellt Rubens vor, seinen „Minister“.

Mein Minister Heinrich, der schon Minister meines Vaters war. Er gehört in diesen Thronsaal wie ein festes Inventar. Mein wichtigster Berater und Vertrauter. *Er flüstert kurz mit ihm.*

Der „Minister“ verschwindet daraufhin nach rechts.

Christopher wendet sich wieder an Clemens, mit einer Geste fordert er ihn auf, auf dem linken Stuhl neben dem Thron Platz zu nehmen.

Verstärke meinen Hofstaat! Er ist klein genug.

Du musst nichts sprechen. Eine stumme Rolle. Nur sitzen dort und zuhören, mit wichtigem Gesicht.

Die drei Frauen treten einen Schritt nach vorn.

Wen du dort siehst, die Frauen, das ist als erstes meine alte Mutter – die „Regentin-Mutter“, so ihr Titel. Als zweites *er zeigt auf Dagmar* siehst du meine Küchen-Fee, die göttlich kochen kann; zur Seite steht ihr eine zweite Köchin, die noch vieles andre kann: mit ungewöhnlicher Magie erzählt sie Märchen.

Meine zwei Konkubinen siehst du nicht. Die schlafen noch.

Minister: *kommt von rechts* Ein Bote, den ich melden soll.

Regent: *horcht auf* Nicht zwei? Sind es nicht Bakum und Mortiri? (Mor-tí-ri, betont auf der zweiten Silbe)

Er zieht ihn zu sich, halb flüsternd Ich habe beide ausgeschickt auf eine wichtige Mission. Du weißt: Da die Gerüchte nicht verstummen, meine Gemahlin Albegine (gesprochen in drei Silben: Al – be – dschin) sei immer noch am Leben.

Immer wieder kamen diese Zeichen: dass sie doch noch leben könnte.

So ließ ich beide losziehen, um nach ihr zu suchen.

Minister: Es war nicht Bakum, Majestät, und nicht Mortiri.

Er führt den Boten herein.

Es ist Carol, in der Kleidung eines männlichen Boten.

Sie trägt eine reich bestickte Pferdedecke mit sich.

1. Bote: *überreicht dem Regenten die Pferdedecke, mit einer tiefen Verneigung.* Ein Geschenk vom Nachbarfürsten Haneb, Majestät.

Regent: *nimmt die Decke, betrachtet sie flüchtig, ohne besonderes Interesse.*

Regentin-Mutter: *mischt sich ein, greift die Decke.* Ein Kunstwerk diese Decke – wunderbar gestickt.

Zum Boten Wir zeigen uns demnächst erkenntlich.

Regent: Wir danken sehr und grüßen freundschaftlich.

Der Bote ab nach rechts. Der Minister folgt.

Regentin-Mutter: Ein bisschen Anteilnahme solltest du schon zeigen.

Es ist der große Jubiläumstag für unser Haus. Vierhundertfünfzig Jahre seit der Gründung unserer Dynastie. Ist sie auch klein, sie hat sich Ansehn und Respekt erstritten.

Minister: *tritt wieder ein* Ein nächster Bote.

Regent: *winkt ihn ganz heran, spricht wieder flüsternd.*

Sind es Bakum und Mortiri?

Eine Spur von Albegine?

Minister: Nein, ein Bote aus der Nachbarschaftsenklave Zivar.

Er holt den Boten herein.

Der wird gespielt von Boris, der einen silbernen mehrarmigen Kerzenständer mit sich bringt.

2. Bote: Es grüßt euch ehrerbietig euer Nachbar Zivar.

Mit tiefer Verbeugung übergibt er den Kerzenständer.

Regent: *betrachtet den Kerzenständer flüchtig und gleichgültig, reicht ihn weiter an die Regentin-Mutter.*

Regentin-Mutter: Ein Schmiedekunstwert! unnachahmlich! wunderbar!

Regent: Wir danken und wir grüßen freundschaftlich.

Der Minister begleitet den 2. Boten hinaus.

Gleich darauf kommt er wieder.

Minister: Ein dritter Bote.

Regent: *ungeduldig* Ist es Bakum? oder doch Mortiri?

Der Minister schüttelt bedauernd den Kopf.

Der 3. Bote tritt ein – wieder gespielt von Carol, die nur ihren Umhang und ihre Kopfbedeckung geändert hat. Sie bringt eine Pergamentrolle.

3. Bote: In Ehrerbietung und mit freundschaftlichen Grü-

ßen, Majestät, vom Fürstentum Robari.

Tiefe Verneigung, sie übergibt die Pergamentrolle.

Regent: *entrollt das Papier.*

Regenin-Mutter: *Eine Kalligraphie! Wie phantasievoll komponiert, wie absolut genial.*

Regent: *Ich grüße freundschaftlich zurück.*

Er überreicht die Rolle der Regentin-Mutter.

Der Minister begleitet den 3. Boten hinaus.

Und kommt gleich wieder zurück.

Minister: *Ein nächster Bote.*

Boris tritt wieder ein, als 4. Bote, auch er nur leicht durch einen anderen Umhang verändert. Er trägt ein mit Steinen besetztes Kurzschwert mit sich.

4. Bote: *In aller Ehrerbietung bringe ich...*

Er kniet nieder, um das Schwert zu überreichen.

In diesem Augenblick erscheint, von links, „Bakum“ – der so dringend erwartete „reisende Bote“. Er wird gespielt von Urs. Man sieht ihm die lange Reise an. Seine Haare stehen ungepflegt und wirr um den Kopf, seine Kleidung ist abgetragen und zerrissen.

Regent: *wendet sich ihm augenblicklich zu Bakum!*

Er nimmt das Schwert vom 4. Boten, überreicht es sogleich wieder der Regentin-Mutter.

Ich bitte alle, uns allein zu lassen.

Nur mein Minister bleibt.

Alle bis auf den Minister gehen hinaus.

Bakum – wo ist Mortiri?

Bakum: *Er versprach, wie ich an diesem Tag zurück zu sein, zum Fest.*

Unsere Wege trennten sich.

Regent: *Welche Nachricht bringst du?*

Eine Spur von Albegine?

Bakum: *schüttelt bedauernd den Kopf.* Nein.

Albegine ist tot.

Regent: *senkt den Kopf.* Gut.

So ist es nur, was ich längst wusste...

Auch Mortiri sagt es?

Bakum: *nickt, wieder bedauernd; dann*

Nach ein paar Wochen nahm er eine andere Reiseroute.

Seine Stimme wird etwas geheimnisvoll. Er suchte ein Gebirge und ein abgelegenes Tal – das „Tal der tausend Quellen“, wie es heißen soll.

Ihr selber hättet ihn, so sagte er, dazu beauftragt.

Regent: *nickt* So ist er aufgebrochen!

Er zieht eine Mappe aus dem Polster der linken Armlehne seines Throns hervor.

Ich habe hier ein Dokument, das ich euch zeigen will.

Er winkt den Minister und Bakum nahe heran, schlägt das Dokument auf.

Es stammt von einem fernen Urahn, der von einer Reise in dies Tal berichtet. In hohem Alter brach er plötzlich auf.

Den Namen nennt er selbst: „Das Tal der tausend Quellen“.

Er reiste zweimal. Nach dem zweiten Aufbruch kehrte er nicht mehr zurück.

Er blättert in der Mappe.

Er berichtet in dem Dokument von Quellen wunderbarer Heilkraft. Eine heilte ihn von seiner jahrelangen Epilepsie.

Er preist dies Tal der Quellen wie ein kleines abgelegenes Paradies. Und warnt doch auch davor.

So gibt es Quellen, die den Geist vernebeln und ver-

wirren. Mancher, der davon trinkt, so schreibt er hier, verfällt nach kurzer Zeit in einen tiefen Wahn.

Anderen bringt ein einziger Trunk sogar den raschen Tod.

Gefährlich sollen diese Quellen sein – und voller Heilkraft doch und wunderbar in ihrer Wirkung.

Er schreibt davon genau. Von Quellen schreibt er, die den Geist in wunderbarer Art verwandeln. Sie verleihn ihm ungeahnte Flügel. Wer davon trinkt, fühlt sich zuerst in einem Wahn – jedoch das ist es nicht, er ist gesund. Es ist ein Rausch, ein Glück, so stark, dass es ihn fast zerreißt. Es ist so voll mit Fülle, mit Musik und Licht und Wundern und mit Wissen, dass es ihm unerträglich scheint. Und doch: sein Geist ist klar. Von einer Klarheit, die er vorher nie erfahren hat. Wer diese Quellen kennt, der sucht sie immer wieder auf. So schreibt er. Die Gefahren – die vielen, die es gibt und die er kennen muss, gewiss – die können ihn nicht schrecken.

Minister: Nach seinem zweiten Aufbruch kam er nicht zurück?

Regent: Man hörte nichts mehr. Jedenfalls kein Dokument berichtet es.

Zu Bakum Mortiri hat das „Tal der tausend Quellen“ aufgesucht?

Bakum: Ich weiß nur: Er brach dorthin auf.

Er wollte eine Botschaft schicken unterwegs. Die aber traf nie ein.

Regent: *zu seinem Minister* Heinrich –
ich selber breche auf!

Ich plane es schon lange.

Dieser Palast und dieser Thronsaal – sie bedeuten

mir nichts mehr.

Er blättert wieder in der Mappe.

Was dieser Urahn schreibt – es klingt mir in den Ohren wie Musik.

Ich las es tausend Mal in diesen letzten Wochen.

Ich kenne jede Zeile – Zeilen voller Poesie und Zauber – und spreche sie wie einen eingeübten Text.

Seine Stimme wird innig und geheimnisvoll.

Ich kenne, was er schreibt. Wie nach und nach die Träume sich verwandeln. Landschaften sehe ich, die seltsam gläsern sind und voller Zeichen.

Ich höre Klänge, die ich sehe; sehe Farben, die ich hören kann.

Ich schmecke einen Ton und einen Lichtstrahl schmecke ich.

Und alles ist ein leiser Tanz aus Schatten und aus Licht und klingt noch in den Tag hinein mit einem unbekanntem Zauber. –

Ruft meinen Hofstaat her!

Ich breche auf.

Der kleine Prunk, das Gold, das Silber, das Brokat – ich werde alles Stück für Stück verteilen.

Der Minister ruft mit einem Klatschen alle anderen in den Thronsaal zurück; auch Boris und Carol erscheinen, diesmal in der Kostümierung von Wachen. –

Christopher zieht Rubens zu sich und flüstert mit ihm.

Rubens geht daraufhin an den kleinen Kasten hinter dem Sofa und nimmt das Fläschchen heraus.

Entfernt sich damit nach links.

Regent: Euch allen habe ich hier Wichtiges zu sagen:

Dies ist ein Tag des Schenkens.

Mit Schenken hat der Tag begonnen und mit Schen-

ken setzt er sich nun fort.

Du Mila, meine Küchenfee, darfst alles Goldgeschirr der Küche an dich nehmen, alles Porzellan. Nimm es, es gehört dir.

Und Dona du bekommst die Teppiche, vom Thronsaal und von allen Zimmern die Vorhänge, die schweren Stoffe aus Brokat.

Ihr meine beiden Wachen dürft euch die Araberpferde teilen. Und nehmt euch auch die Lüster von der Decke, wenn ihr wollt.

Regentin-Mutter: *entrüstet sich* Mein Sohn -! mein Sohn -!

Regent: Es bleibt noch eine gute Summe aus der königlichen Kasse.

Genug für einen sicheren Lebensabend.

Der Minister kehrt zurück, von links.

Minister: Der Bote, den du lange schon erwartest, ist gekommen – Mortiri.

Mortiri tritt ein, von links. Er wird von Vincent gespielt. Auch seine Reisekleidung ist verschlissen. Darüber hinaus doch trägt er eine Blumenkette um den Hals und hat Blumen im Haar hängen.

Er summt leise vor sich hin und schwankt etwas beim Gehen. Er macht einen benommenen Eindruck.

Regent: Endlich – Mortiri!

Sag – warst du dort?

Mortiri kommt schwankend näher, summt.

Warst du im „Tal der tausend Quellen“?

Mortiri: *nickt jetzt bedeutungsvoll.*

Ich brachte fünfzehn Flaschen mit von dort.

Dreizehn zerschlugen mir.

Jetzt habe ich noch zwei.

Er zieht eine Flasche aus seiner Reisetasche, hebt

sie ans Licht – er dreht sie mit der Öffnung nach unten, die Flasche ist leer. Er steckt sie zurück.

Nein, nur noch eine...

Er zieht eine zweite Flasche aus seiner Tasche.

Die aber ist die beste.

Wer davon trinkt, der kann die Vögel sprechen hören.

Nicht nur die Vögel...! Er spricht mit Fröschen und mit Fischen, er versteht den Wind. Er hört das Lachen in den Bächen, in den Wolken.

Er überreicht dem Regenten die kleine Flasche.

Regent: *betrachtet sie eingehend.*

Dann zieht er einen Becher aus der Seitentasche seines Umhangs, er öffnet die Flasche und füllt den Inhalt in den Becher.

Bakum: *Majestät – trinkt dieses Fläschchen nicht!*

Ihr seht es doch: Mortiri ist nicht klar bei Sinnen.

Die Augen zeigen es, die Stimme: Er befindet sich im Wahn.

Wie ihr es von den Quellen sagtet: Manche bringen Wahnsinn, einige sogar den Tod.

Was wisst ihr, was der Trank enthält?

Es könnte alles sein. *Eindringlich* Auch Wahnsinn und auch Tod.

Regent: *nimmt einen Schluck aus dem Becher.*

Einmal gelang es und für einen Augenblick war alles heil.

Er spricht immer mehr aus einer tiefen Versunkenheit.

Als mich der schwarze Schmerz erdrückte und verschlang.

Als die geliebte Frau aus meinem Leben schwand.

Hinter dem Schmerz war alles heil.

Ich musste es nur wagen und sie überall entdecken:

Ihr Lächeln in der Wolke, in der Tau-bedeckten Birke
eines neuen Morgens, in der Biegung eines Wiesen-
wegs, ihr Lächeln, ihr Gesicht in einer Hügelrundung.
Sie war überall. In jeder Blüte. Jeder Vogelfeder, die
im Wind schlug.

Lange ist es her. Zu lange und vergessen.

Er leert den Becher ganz.

Die Wand der Schatten und der grauen Schmerzen
fortgeweht.

An diesem einen Tag, in diesem einen Augenblick
war alles heil.

Und heil die Nacht und gläsern meine Träume.

Kristalline Farben und kristalline Schatten.

Sprechende Bilder. Wind aus Klang und Licht.

Bakum: Er redet im Delirium!

Er redet im Delirium!

Christopher: *greift Clemens am Arm.*

Bruder – ich sagte allen Lebewohl.

Es klang so leicht.

Ich breche auf.

Und weiß doch nicht wohin.

Er zieht ihn zu sich, an seine Schulter.

Was ist die Antwort? Was erwartet mich?

Ein lichtloser, ein grauer Schlaf?

Das plötzliche Erwachen?

Und wenn es ein Erwachen ist – wohin?

In einen neuen Traum?

In einen Traum der Schrecken?

Einen Traum des Friedens und der Ruhe?

Er zieht ihn fester an sich, Angst in der Stimme.

Ich nehme Abschied.

Nichts hinterlasse ich als etwas Scherbenstaub.

Den Staub der kleinen, der zertanzten Träume.

Den Staub der großen –: alle ungelebt.

Was ist die Antwort? Was erwartet mich?

Wieder drückt er den Bruder fest an sich.

Sagt man: In einem Jahr wird es geschehen – ein Jahr ist weit.

Sagt man: Am nächsten Tag wird es geschehen – morgen das ist weit.

Sagt man: In einer Stunde da wird es geschehen – ist es noch weit? Ist es schon nah?

Sagt man: In wenigen Augenblicken nun geschieht es...

Plötzlich: Cellospiel hinter der Tür, nur wenige Takte.

Dann gurgelnde Sturmlaute – die Tür springt auf.

Licht bricht hervor, in vielen Farben fluoreszierend.

Sturm laute. Dazwischen Stimmen – ein ferner Chor.

Alle ducken sich auf den Boden.

Bruder – es ist dein Augenblick!

Geh durch die Tür!

Clemens steht auf. Zögert.

Der Chor wird stärker.

Regent: Und wieder spielt Musik.

Ist sie der Anfang? Ursprung, Ziel und Heimkehr?

Er greift wieder die Mappe des Urahn. Öffnet sie.

Gerührt an den Geheimnisschlaf der Welt, bricht alles leuchtend auf in Wundern.

Alles sagt Du. Und ist nichts anderes als Du.

Die Astenblüte und der Baum – sie lächeln still und ich erkenne sie. Wie lange, frage ich, wart ihr versteckt im Schlaf, dass wir uns nicht erkennen konnten? Und sie sagen: Du auch warst versteckt im Schlaf und konntest es nicht wissen.

Bakum: Er redet im Delirium.

Clemens, allen Mut zusammen nehmend, tritt jetzt durch die Tür. Er verschwindet im Licht.

Regent: *die Mappe in der Hand* Der Berg rollt seinen Rücken und die Wolke tanzt im Blau – und ist nichts anderes als Du. Über den See bin ich gebeugt und auch der See sagt: Ich bin Du – und mit mir alles, was ich spiegle: Zweige, Gräser, Himmel, Mond und Sterne – alles Du.

Bakum: Er redet im Delirium. Er redet im Delirium.

Regent: Und wieder sehe ich ein Bild.

Ein Bild, das mich verwirrt.

Verwirrt in seiner Schönheit, maßlos.

Ich beuge mich – und auch das Bild beugt sich zu mir.

Zu schön! Verschwendung maßlos solche Schönheit!

Ich lächle – und es lächelt hell zurück.

Und wieder sagt es: Ich bin Du.

Die Sturmleute gehen zurück.

Immer stärker treten die Chorstimmen hervor.

Alles ist für den Augenblick der Rückkehr.

Jeder bringt etwas mit:

Die Perle seiner Trauer.

Den Schatten einer unerlösten Not.

Das Schimmern und das Lächeln seiner Freude.

Er schließt die Mappe.

Musik: sie ist der Anfang. Sie ist der Entwurf.

Mond und Gezeiten – alles ist Musik.

Musik: der Regen. Wolke. Wind. Das Wachsen einer Blüte.

Musik: der Tanz von Tag und Nacht auf Kontinenten und auf Ozeanen.

Die Welt – sie tönt aus hundert Meereskehlen, aus
Uferkehlen, aus Kehlen des Gesteins, aus Kehlen der
Gestirne, unendlich fern und unendlich nahen.

Alles ist Klang. Und alles Tanz.

*Er erhebt sich ein Stück. Plötzlich bricht er zusammen
und sinkt ganz auf den Boden.*

Clemens erscheint wieder in der Tür.

Er steht und schaut, mit ruhigem Gesicht.

Vincent: Komm näher!

Was hast du gesehen?

Clemens: Licht.

Und das Licht war gut.

Vincent: Was hast du gefragt?

Clemens: Ich fragte nichts.

Das Licht – es kannte alle meine Fragen.

Antonia: Sind unsere Toten dort?

Clemens: Ich sah nichts Totes.

Nur Lebende und Leben.

Antonia: Keinen Tod?

Urs: Gibt es Gerechtigkeit?

Clemens: Ich sah das Licht.

Das Licht war ohne jeden Hass und jeden Zorn.

Boris: Und der, der schuldig ist?

Clemens: Das Licht brennt alles fort.

Die Schuld. Den Hass.

Auch keine Trauer gibt es dort.

Und keine Sehnsucht mehr.

Die einzige Sehnsucht ist das Licht.

Die Tür schließt sich.

Noch leise: das Chorsingen.

Urs: *bemüht sich um Christopher* Steh wieder auf!

Das Schauspiel ist vorüber!

Er rollt ihn hin und her.

Schüttelt ihn, schließlich heftig.

Er stand doch sonst nach jeder Probe immer wieder auf...

Rubens: *prüft den Puls, die Augen.*

Christopher bleibt ohne Regung. Er ist tot.

Kein Lebenszeichen mehr.

Chorsingen, leise verhallend.

Dunkelheit.

Gewidmet meinem Freund und Kollegen
H.K. (+)

und gewidmet M., die mir von ihrer Nahtoderfahrung berichtete